

Abend-



Zeitung.

Neun und zwanzigster Jahrgang.

79.

Donnerstag, am 10. Juli 1843.

Verantwortl. Redact: Robert Schmieder in Dresden.

Die Karlowitzer Fehde im Jahre 1558.

Historische Skizze von Theodor Baumann.

in Dresden 1.

Im Schlosse zu Stolpen herrschte tiefe Trauer; dennoch standen die schwarz behangenen Wände, ja selbst die dunkeln Trauerkleider der Bewohner im grellen Widerspruche mit den Gesichtern der Leidtragenden; auf letzteren konnte auch der eifrigste Forscher keine Spur inniger Theilnahme finden.

Die äußere Trauer galt dem Hinscheiden des Bischofs von Meissen, Nicolaus II., aus dem Geschlechte der Karlowitz.

Diese irdische Stellung des Todten erklärt uns einigermaßen den Mangel derjenigen Gefühle, welche auch im Hause des sterbenden Bettlers zu finden sind. — Der katholische Priester ist nur durch Rom mit der Welt verbunden, andere Bande darf er nicht kennen, nicht knüpfen. — Der protestan-

tische Geistliche dagegen ist durch Gattin und Kinder in einen Familienkreis gezogen, durch welchen er alle die kleineren und größeren Leiden, die größeren und kleineren Freuden kennen lernt, welche das Lebensglück antasten oder begründen und erhöhen. Er ist einheimischer in der menschlichen Brust, ohne dem Geiste ferner zu stehen. Er kann mitfühlen und trösten, er kann sich mitfreuen, wenn Noth oder Glück in die Hütten seiner Gemeinde eindringen. Deshalb glaube man aber nicht, daß der durch Nichts an das Irdische gebundene katholische Geistliche dem Jenseits besser vorarbeiten, die Gemüther mehr für das künftige Sein kräftigen könne, als der protestantische Seelsorger. In allen diesen geistigen und geistlichen Sachen wird der evangelische Lehrer dem katholischen stets würdig zur Seite stehen; in irdischen Angelegenheiten aber wird er durch Rath und That auf die ihm anvertraute Heerde wirken, denn er kennt ja diese Erden sorgen, diese Prüfungen aus eigener Erfahrung, er muß sich ihrer ja selbst zu erwehren suchen. — Das Krankenlager des protestantischen Geistlichen ist in der

Regel von dankbaren Angehörigen umgeben. Das einfache Grab wird von der Hand der Liebe mit den Erstlingen der Blumen geschmückt, Thränen dankbarer Kinder perlen auf den Rasen, unter dem das Irdische des Vaters ruht, und noch im Tode ihm treu, reihen sich nach und nach neue Hügel um das väterliche Grab, die zurückgelassenen Lieben unter sich bergend. — Am Bette des sterbenden katholischen Geistlichen stehen Niethlinge; die Trauernden sind lachende oder getäuschte Erben, die keine Knospe, kein Blatt für die Gruft des Entschlummerten haben; keine Thräne benetzt die Wangen der Zurückgebliebenen, — denn sie finden ja einen anderen, neuen Herrn. Sie dienen für Geld und nicht aus Liebe! — O trauriges Alleinsehen, wann wirst du enden? —

Daher war auch in Stolpen nur die äußere Hülle der Trauer zu sehen, als auf Befehl des Herrn Julius von Pflugk, des Raumburger Bischofs und Meißner Dechanten, dem der am 18. April 1555 erfolgte Tod Nicolaus II. schleunigst gemeldet worden war, sich Abgeordnete des Domstiftes zu Meissen in dem Schlosse zu Stolpen versammelten, um im Beisein einiger Verwandten des verbliebenen Bischofs die Inventur vorzunehmen. —

In einer geräumigen Vorhalle befanden sich mehrere niedere Diener, welche, obgleich im traulichen Gespräche begriffen, dennoch nicht vergaßen, daß ihnen der Schöpfer den Mund nicht nur zum Reden, sondern auch zu anderen Zwecken gegeben habe. Von Zeit zu Zeit kam ein Diener aus dem großen Saale, wo die Höhergestellten speisten, und brachte seinen durstigen Kameraden eine kaum angebrochene Flasche als gute Beute.

„Heut giebt's ja lauter Alten!“ meinte Lucas Pumper, einer der Diener.

„Man sollte nicht glauben, daß ein im dunklen Raume so lange gefangen Gehaltener noch solche Kräfte besitzen könne. Doch prüfet selbst! Ein Jugendfeuer durchhüpft mich alten Kerl. Ich könnte tanzen, wär' ich nicht in Trauer.“

„Wer wird wohl Bischof werden?“ fragte Elias Schlump, der Ofenheizer.

„Um! darüber läßt sich jetzt noch gar nichts sagen. Das Capitel wird bald in Burzen zusammenkommen, und dann ist der neue Bischof

da, eh' eine Hand sich umdreht. — Herr Nicolaus war nicht lange seines hohen Postens froh.“

„Fünf Jahre nur!“ erwiderte ein Diener.

„Je nun! ich ließ es mir schon fünf Jahre lang gefallen,“ meinte Pumper. „Bedenkt den alten Wein, der noch im Keller der Erlösung harret!“

„Du denkst an Nichts, als an den Keller,“ versetzte Schlump und trank dabei tüchtig, „es ist jetzt wahrlich keine große Herrlichkeit, den Bischofsstab zu führen.“

„Warum nicht, Schlump?“

„Warum? — Weil sich das Lutherthum so maufsig macht; der Bischof ist jetzt nichts als ein geplagter Mann.“

„Er trinkt doch Wein, und der vertreibt die Grillen!“

„Seit dem Vertrag von Passau, den Moriz mit dem Schwert ertrugte, stehen die Lutheraner fest wie Felsen da.“

„Moriz ist todt!“

„Sein Bruder August weiß schon zu erhalten, was der kriegerische Churfürst mit der Faust gewann, und Kaiser Karl scheint, schwach und übellaunig, den Widerstand nicht mehr zu leisten, den er früher dem Ketzerglauben entgegenstellte.“

— Sie kommen jetzt in Augsburg wiederum zusammen, man will den Passauer Vertrag nochmals bestätigen. — Der Kaiser wird dort wenig Gleichgesinnte finden, und muß ihnen die Zugeständnisse, die sie begehren, bewilligen. Man spricht sogar davon, er wolle seine Krone niederlegen und sie dem Sohne Philipp geben, das heißt die spanische und was zu dieser noch gehört. Den Deutschen war Herr Philipp doch zu spanisch, als er zu Besuch kam, um sich umzuschauen, ob seines Vaters Plan, ihm die deutsche Krone zu erwerben, gelingen werde. Proffit, damit war's nichts! Die Deutschen wollten nichts von seinem stolzen, finsternen Wesen wissen und Philipp zog mit einer langen Nase ab. Dies hat den alten Kaiser Karl tief kränken müssen, und darum wundere ich mich nicht, wenn er der ganzen Herrlichkeit recht herzlich überdrüssig ist!“

„Er wird schon leben können!“

„Es lebt ein Jeder, der noch athmet; doch glaubst Du, daß ein Mann, wie Kaiser Karl, der

faßt die ganze Welt regierte, wenn er am Ende seiner Laufbahn sehen muß, daß eines Mönches Werk sein Reich zum Banken brachte, auch glücklich leben kann? — Ich glaub' es nicht. Für solche Grillen bringt Dein Arcanum, der Wein, gewiß nicht Milderung!"

"Dann liegt's in der Natur des Pumper'schen Geschlechts, daß Nebensaft ihm jede Wunde heilt. Die Pumper sollen leben! Stoß an, mein Schlumpchen!"

"Sie sollen leben! Ich bin der Pumperei nie feind gewesen. Der erste Pump soll leben!"

"Doch höre Schlump, kennst Du vielleicht die Herren, die drinnen speisen?"

"Warum nicht! Der schöne Herr, der oben an der Tafel sitzt und sich mit Allen freundlich unterhält, ist Herr Johann von Haugwitz, Capitular zu Meissen; der ihm zur rechten Seite ist Georg von Karlowitz, Canonikus; dann folgt der Kanzler Heinrich Rauchdorn, und nebenan sitzt Johann Fritsche, der Syndicus; den Nächsten kennst Du ja so gut wie ich, es ist Herr Melchior von Karlowitz, unser Schlosshauptmann. Der magere Herr ist Wolfgang Leben, der bischöfliche Secretair, und der zur Linken dort den Reigen schließt, ist Ritter Moritz von Kundig, ein Abgeordneter des Karlowitzischen Geschlechts."

"So Vieler hätte diese Erbschaft nicht bedurft; ich glaube nicht, daß viel zu holen ist, Herr Nicolaus war zu kurze Zeit am Ruder."

"Wer weiß. Er sparte schon als Domherr tüchtig, und was er testamentlich seiner Sippenschaft schenkt, kann diese nehmen, sobald es nicht des Bisthums unveräußerliches Gut ist; von solchem hatte er nur Nießbrauch während seines Lebens. — Doch still, die Tafel ist beendet. Jetzt geht's gewiß durch's ganze Schloß! — Sieh, wie die Karlowitze Alles anschauen, was weder niet- noch nagelfest gemacht. — So lange der Bischof lebte, kümmerten sie sich nicht um ihn, doch da er todt ist, kommen sie als Erben." —

Johann von Haugwitz eröffnete nun nochmals den Anwesenden, daß er im Auftrage des Bischofs zu Naumburg die Rechte des Meißner Bisthums zu vertreten habe, ohne die Erben in den ihrigen beeinträchtigen zu wollen.

Hierauf begab man sich in das Arbeitskabi-

net des verstorbenen Bischofs. Alle Papiere wurden sorgfältig untersucht. Doch wurde weder ein Testament, noch irgend eine andere Schrift, die Bezug auf die hinterlassenen Verwandten gehabt hätte, gefunden. Schon wollte man dies Gemach verlassen, um in der Bibliothek die Nachforschung fortzusetzen, als der Capitular, Johann von Haugwitz, auf dem breiten Simse des Kamines ein Papier entdeckte und ergriff. Es war das Gesuchte, denn auf dem wohlveriegelten Umschlag standen die Worte: „Letzter Wille des Domherrn Nicolaus von Karlowitz.“ — Dies Testament war mit dem Familienwappen des Verstorbenen, welches er bis zur Erhebung auf den Bischofsstuhl geführt hatte, versiegelt. Neben der Schrift lag ein Schlüssel, so wie ein kleiner Zettel, welcher später als das Testament geschrieben sein mochte. Dieser letztere benachrichtigte den Finder des Ganzen, daß Hanns Spors, der Thürsteher, welcher bei dem seligen Bischof in besonderer Gunst gestanden, nähere Aufschlüsse zu geben im Stande sei. — Hanns Spors ward gerufen und sagte aus, daß sich in einem Gewölbe des Schlosses ein Kasten, mit dem Namen „Karlowitz“ bezeichnet, vorfinde. Der Bischof habe ihm, dem Thürsteher, zu wiederholten Malen gesagt, daß der Inhalt der Lade den Anverwandten des Bischofs nach dessen Tode zufallen sollte. —

Die ganze Gesellschaft begab sich nun in das bezeichnete Gewölbe. Die Gesichter der Karlowitze klärten sich allerdings etwas mehr auf, als ihnen eine ungeheure Lade in die Augen fiel. Man schloß die schätzebergende Kiste auf, und jugendlichen Wollsäcken gleich, standen Geldbeutel in Reihe und Glied, ihrer Erlösung harrend.

Da es keinem Zweifel unterworfen zu sein schien, daß dies Geld persönliches Eigenthum des verstorbenen Bischofs gewesen und für seine hinterlassenen Angehörigen bestimmt sei, so ward dasselbe weder inventirt, noch die Säcke geöffnet, sondern das unerbrochene Testament ward, um jeden Verdacht zu beseitigen, um jedes Mißtrauen und nachtheilige Folgerung zu vermeiden, vom Capitular Johannes von Haugwitz in die Lade gelegt und diese wieder verschlossen. —

Mit diesem Beginnen des Abgeordneten des Domcapitels waren aber die Karlowitze und de-

ren Begleiter nicht zufrieden, sondern verlangten, daß Herr Johannes das Testament eröffne und die Summe, die Jedem im Testamente zugedacht sei, den Betheiligten gegen Revers aushändige.

Johannes von Haugwitz aber erklärte, daß seine Vollmacht keinesweges so ausgedehnt sei, um ihr Verlangen zu erfüllen; sie möchten sich bis zur nächsten Bischofswahl, die ehestens erfolgen müsse, gedulden. Bis zu dieser Zeit solle die Lade, nachdem sie sowohl von den anwesenden Erben, als auch von ihm, dem Vertreter des Bisthums, versiegelt worden, in ein wohlverwahrtes Gewölbe gebracht werden.

Da Johannes fest bei seinem Willen beharrte, so mußten die Erben endlich nachgeben. Es ward versiegelt und man ging, nachdem die ganze Inventur beendet und sich durchaus weiter nichts gefunden hatte, was auf eine oder die andere Art die Hoffnungen der Karlowitze hätte erhöhen können, mit einer kalten Förmlichkeit auseinander. — —

Schon am 29. Mai 1555, also nur etwas über einen Monat nach erfolgtem Hintritte des Bischofs Nicolaus II., ward Johannes von Haugwitz, welcher die Inventur geleitet hatte, in Wurzzen zum Bischof von Meissen erwählt.

Sogleich kamen auch die Herren Joachim von Oersdorf, Hans von Schleinitz und Sigismund von Miltitz in die bischöfliche Residenz und verlangten im Namen der Hinterlassenen des vorigen Bischofs die Eröffnung des Testaments und die Auslieferung des Geldes.

Der neue Bischof, Johannes IX. seines Namens, trug kein Bedenken, ihr Verlangen zu erfüllen, befahl im Beisein der Betheiligten, das Testament zu eröffnen und ihnen das Geld auszuhändigen.

Dies geschah, und nun glaubte Johannes, die Sache sei beendet.

Nicht so die Karlowitze. Mochte nun die Erbschaft ihren Wünschen nicht entsprechen haben, oder mochten sie — dies muß unentschieden bleiben — wirklich an das Vorhandensein eines andern Testaments glaubend, sich in ihren Rechten und Ansprüchen gekränkt fühlen, kurz sie verlangten die Vorlegung eines Testaments, wel-

ches ihr verstorbener Verwandter als Bischof zu ihren Gunsten gefertigt habe.

Der Bischof Johannes blieb dabei, daß das Testament, welches sein Vorgänger als Domherr geschrieben und mit seinem Siegel, dessen er sich damals bedient, verschlossen habe, das einzig Vorhandene sei. Sollten ihm, dem Bischofe, die Karlowitze aber ein anderes rechtskräftiges Testament vorweisen können, so würde er ihnen jederzeit zur Erlangung ihrer Rechte und Ansprüche behilflich sein. —

Unter diesen Umständen, Hin- und Herschreiben, Sendungen und Berathungen waren drei Jahre vergangen und kein Theil hatte seine Ansichten geändert.

Da erhielt der Bischof von Meissen, Johannes IX., vom Ritter Hans von Karlowitz einen vom 13. September 1558 datirten Fehdebrief, und dieser Kriegserklärung folgte schon am 14. September der erste feindliche Einfall in des Bischofs Lande.

2.

In den bischöflichen Wäldern bei Stolpen herrschte ein reges Treiben. Art und Säge arbeiteten Tag und Nacht. Die größten Stämme neigten ihre Häupter zur Erde und erdrückten im unaufhaltbaren Falle das niedere Gebüsch. Leere Wagen kamen und fuhren mit Holz schwer beladen zurück. Es war aber nicht jenes forstgerechte Fällen der Bäume, welches nur den Ueberfluß beseitigt und gleichsam schonend vernichtet, sondern es stand in der Willkühr des Käufers, welchen Baum der tödtende Schlag treffen sollte. —

Nirgends war ein bischöflicher Förster oder Jäger, nirgends ein anderer Beamteter des geistlichen Fürsten zu sehen, und dennoch ging der Handel vortrefflich und schnell.

„Hierher, Bauer!“ rief Liefstrunk, ein Unterführer der Karlowitzischen Söldner. „Hierher! Da schau den Baum an, welche Pracht! Aus zwei Stämmen, diesem gleich, bauest Du drei

Scheunen und einen kleinen Kuhstall. Kauf, Bruder! Heut ist's fast umsonst!"

"Nein, Herr! Ich suche Eichenholz, ich kann die Fichte nicht gebrauchen."

"Nicht brauchen diesen Baum? Ihr müßt jetzt Alles brauchen können, denn der Handel ist wohlfeil. Gieb einen halben Gulden und Du hast die Fichte!"

"Nicht mehr?"

"Durchaus nicht mehr! — Schönen Dank! Dein Geld ist gut. He da! schlägt ihn nieder, den Baum, ihr Kerls, und nicht etwa den Bauer! Und wenn Du dann noch Eichenholz gebrauchst, so fahre nur in jenem Holzweg hin, Du triffst dann auf den Söldnerhauptmann Schwarz, der hat die Eichen unter sich. Ein jedes Ding will seine Ordnung haben. Je schwärzer Du den Hauptmann findest, um desto leichter wirst Du mit ihm Handels eins. — Holla, Ihr Hauer! was giebt's auszureißen?"

"Des Bischofs Knechte kommen!" erwiderte einer der Fliehenden.

Tieftrunk stieß in ein Horn und plötzlich wimmelte der Wald von Bewaffneten.

"Nun drauf! Schlagt nieder, was auf Beinen geht, die nicht so schnell sind, tüchtig auszureißen!"

Die Bischöflichen zogen bald fluchend mit blauen Rücken und wunden Köpfen ab.

Die Karlowitzer dagegen trieben nun ihren Holzhandel ungestört weiter. So wohlfeilen Kaufs sie auch Stämme und Kläftern hingaben, so war dies doch reiner Gewinn, und die Menge der Bäume, welche auf diese Art den Forsten des Bischofs geraubt wurden, wanderte, in klingende Münze verwandelt, in den Sackel des Ritters Hans von Karlowitz. —

Am Abende desselben Tages, an welchem die Söldner den Leuten des Bischofs auf so nachdrückliche Weise den kürzesten Weg aus dem Walde gezeigt hatten, treffen wir auf einem freien, schon abgeholzten Plage mitten im Walde die beiden Anführer Tieftrunk und Schwarz nebst einer starken Bande um ein riesiges Feuer gelagert.

Ganze Stämme waren übereinander gehäuft und sprühten prasselnd, die Umgebung grell erleuchtend, zum dunklen Himmel empor. Flinks

Bratenwender sah man in voller Thätigkeit. Der Sohn der Wildniß, der feiste Rehbock, und ein fetter Hammel, der frühere Bewohner eines friedlichen Stalles, schmorten, langsam über dem Feuer gedreht, in stiller Ergebenheit dicht neben einander und verbreiteten einen angenehmen, nasenligelnden Duft, der dem Magen eine bevorstehende Ueberraschung verkündete. — Auch sie, der schnelfüßige Waldbewohner und der sanfte Wollenträger, waren noch vor Kurzem des Bischofs Eigenthum gewesen; das Faustrecht aber hatte sie in den Besitz der Motten gebracht. Allerdings mußten die letzten Augenblicke der jetzt lieblich duftenden Thiere weniger schmerzlich gewesen sein, da ein gleiches Schicksal sie später dennoch, wenn auch durch andere Hände, ereilt haben würde; freilich auf den Ruhm „pro patria zu fallen“ mußten sie verzichten, denn sie wurden pro poena ihres Landesherrn abgeschlachtet. Nun, dafür finden sich in der Geschichte vorher und nachher Beispiele genug, von denen erstere wenigstens dem Bocke und dem Hammel bekannt sein konnten. Auch dies ist ein Trost! —

Der Becher machte fleißig die Runde und manches Wohl ward auf des Bischof Johannes Unkosten getrunken. Bierfässer waren kanonenartig aufgepflanzt. Der Unterschied beider Dinge besteht nur in der äußeren Form und Ladung, die Entladung aber streckte oft den stärksten Mann zu Boden. Bis zu einer solchen Niederlage war es aber bei den trinkenden Freibeutern noch nicht gekommen, sondern sie unterhielten sich so gut oder übel sie konnten; bei der Mehrzahl waren die Würfel das zeittödtende Mittel. Gewinn und Verlust erregten Frohlocken oder Fluchen der Spieler. Dort sangen Andere Spottlieder auf den Bischof und Ehrengedichte auf ihr Handwerk. Alle aber benutzten die ihnen gebotene Gelegenheit, auf eines Anderen Kosten zu leben, im größten Maßstabe.

"Es soll mich wundern," meinte Schwarz, "wie lange unser Regiment in des Herrn Bischofs Landen wahren wird?"

"So lange Hans von Karlowitz den letzten leeren Beutel nicht gefüllt, so lange bleiben wir als Gäste hier," antwortete Tieftrunk.

"Wenn der gefüllt," meinte ein Söldner, "so

holt Herr Hans vom Bischof frisches Linnen und läßt von Neuem Säcke nähen."

"Ja, aber," entgegnete Schwarz, "glaubt Ihr denn, daß sich der Bischof nicht beschweren wird?"

"Bei wem denn?"

"Nun zuerst bei Sr. Durchlaucht, dem Churfürst August."

"Da klopft er an die falsche Thüre, und schöne Redensarten sind am Ende Alles, was er erhält."

"So meinst Du, er werde dem Bischof nicht zu Hilfe kommen?"

"Gewiß wird er das nicht! Denn glaubst Du, daß der Churfürst in seinem Lande die Herrschaft eines Priesters gern mit ansieht? Er wird den Bischof wohl nicht selbst vertreiben, doch wenn ein Anderer dem Herrn die Lust zum weltlichen Regieren verleidet, so sieht es Niemand lieber, als der Churfürst August, und das mit Recht! Ist er, der Bischof, Katholik und will es bleiben, gut! so bete er den Rosenkranz und sänge seine Litanei, bekümm're sich um Kirchensachen, wie es dem Priester zukommt. Das wollen aber diese großen Herren nicht und die Kleinen sind nicht besser; ein jedes Pfäffchen ist ein Stückchen Rom!"

"Ja, lieber Tieftrunk, alles dies ist gut! Wenn sich aber der Herr Johannes an des Kaisers Majestät mit der Bitte um Schlichtung seines Handels wendete? — Der deutsche Kaiser kann dies nicht versagen, und wird es, da er selbst katholisch ist, auch nicht. Im Uebrigen, glaub' ich, hat doch der Bischof Recht!" —

"Wo sich die Macht befindet, suche ich das Recht," entgegnete Tieftrunk, "wir sind keine Advokaten und brauchen das Fas nicht vom Nefas zu unterscheiden."

"Nein, das brauchen wir nicht! das ist wahr!" sprach ein dickbäckiger Bursche. "Wir unterscheiden nur zwischen leeren und vollen Fässern. Dort jene Tonnen sind mir lieber als alle Advokatenkniffe."

Tieftrunk aber fuhr fort: "Also ich sagte, in der Macht, da wär' das Recht zu finden, und dieser Ausspruch bleibt um so unumstößlicher, da man auf diese Art am Schnellsten zum Ziele gelangt. Du aber meinst, der Bischof solle sich bei Kaisers Majestät beschweren? O weh! Bis Wien

ist's weit! Ob' hin und her geschrieben wird, verliert der Bischof Hab und Gut, so daß er zuletzt noch Federn und Papier bei uns sich leihen müßte. Denn denke Dir, da Du in solchen Dingen unerfahren bist, daß wenn man eine große Erbschaft hebt, man sich zuerst im neuen Gute umsieht, bevor man sich um seine Nachbarschaft bekümmert. Nun sieh! Herr Ferdinand ist kurze Zeit erst Kaiser, und hat er das deutsche Reich auch nicht durch Erbschaft, sondern durch Wahl erhalten, so bleibt sich dies am Ende gleich, er hat es! Er hat die Krone auf dem Haupte, den Scepter in der Hand! Doch erstere sitzt ihm noch nicht recht bequem und letzteren hat er nur noch schwach erfaßt, um sich schon jetzt in fremde Händel einzumischen. Ein Jüngling ist er auch nicht mehr, der feurig einspringt, wenn sich Zweie streiten, und endlich, was ist ein Ritter und ein Bischof im Vergleich zu einem deutschen Kaiser? Die stehen viel zu tief, als daß die Majestät sich um die kleinen Zwistigkeiten bekümmern sollte."

"Dann dauert mich der Bischof und sein Land," entgegnete Schwarz, der, wenn er halb selig war, stets wohlwollende Gesinnungen gegen die ganze Menschheit hegte.

"He, Brummer!" rief Tieftrunk, "gieb ein Lied zum Besten und vertreibe des Hauptmanns Grillen."

Brummer begann:

"Ob zu Fuße, ob zu Pferd,
Kämpft der Kriegermann,
Ist ihm nur der Feldherr werth,
Der bezahlen kann!

Ob beim Freunde, ob beim Feind,
Er rückt in's Quartier,
Nimmt er, was ihm nützlich scheint,
Sonder lang Gezier.

Ob die Dirne will, ob nicht,
Küssen wird er sie!
Wenn sie auch ganz ängstlich spricht:
"Ach! ich küßte nie!"

Ob der Wein bezahlt, ob nicht,
Gilt ihm einerlei,
Und dazu ein gut Gericht
Schafft er schon herbei.

Drum für Mädchen, Gold und Wein,
Zieht er in den Streit;
Sollte todt er morgen sein,
Lebte er doch heut!"

"Das Lied wäre nicht übel, Brummer!" bemerkte Schwarz. "Aber wo bleibt die Ehre?"

"Die Ehre?" antwortete der Sänger, "die Ehre wird nach gewonnener Schlacht dem Führer zu Theil, die Ehrenketten ebenfalls, höchstens kommt die Schande nach verlorener Action auf die Soldaten."

"Magst Recht haben. — Doch horch! war dies nicht der Ton eines Hifthornes?"

Alles sprang auf und lauschte. Der Schall des Hornes erklang von Neuem und nun erwiderte Tieftrunk das Zeichen.

Auf muthigem Rosse sprengte bald darauf Herr Hans von Karlowitz, der Oberanführer dieser Forsttaxatoren, auf den Platz, wo er anhielt.

"Nun, Ihr Leute, wie geht's? — Ich sehe, die Art schlug gewaltige Lücken in den Forst. Das Geld dafür geht aber viel zu langsam ein. Könnten wir den ganzen Wald auf einmal verkaufen, dann wäre es besser; zu diesem Handel aber wird sich, um der Folgen willen, wohl kein Käufer finden. Deshalb darf die Sache jedoch nicht lau betrieben werden, wir müssen dem Bischofe von allen Seiten zu schaden suchen. Laßt daher die Bäume für jetzt noch ruhig stehen, die laufen uns nicht fort. — Mit Tagesanbruch zieht Ihr nach der Schäferei von Stolpen, und treibt die Schafe, die Ihr findet, fort. Ist dies geschehen, ziehen wir nach Wilsdruf und nach Mügeln zu gleicher Execution, von da nach Thalwitz, Kolmen, kurz keine Schäferei des Bischofs wird verschont. Ist er ein guter Hirte seiner Heerden, so wird er bald, um sie zu retten, zu Kreuze kriechen. Lebt wohl, und bringt mir bald die frommen Schafe aus der Schäferei zu Stolpen."

Ritter Hans von Karlowitz sprengte fort.

Kaum besiegten die Strahlen der Sonne die Finsterniß der Nacht, so übersielen die Soldner die Schäferei. Der schwache Widerstand hinderte nicht, daß die geduldigen Schafe auf die Karlo-

witz'schen Besitzungen getrieben und dort verkauft wurden.

Dann verband sich die Rotte mit anderen Begelagerern, die in des Ritters Solde standen, und man vollführte des Oberhauptes Befehle zu Wilsdruf und Mügeln mit gleichem Erfolge.

Die Kunde von diesem neuen Angriffsplan verbreitete sich natürlich schnell in der Umgegend, und so hielt es des Bischofs Amtmann zu Wurzen, Wolf Bose, für das Beste, sämtliche unter seiner Obhut stehenden und durch die Räuber bedrohten Schäfereien dadurch zu retten, daß er die Schafe nach Wurzen treiben ließ. Es glückte, und Hans von Karlowitz fand leere Ställe.

3.

Es war am 5. November 1558, einem Sonnabende, als die Landleute der Umgegend Wurzens ihre Erzeugnisse in die Stadt zu Markte brachten. Schon Viele waren durch die Thore eingepaßirt und hatten ihren Stand eingenommen, um der Käufer zu harren und ihre Butterstücke und Käse, ihre Würste und Eier so hoch als möglich zu verwerthen. Mancher kleine Zwist hatte sich schon erhoben. Hier und da standen die Bürgerfrauen schon lange zusammen, in interessanter Unterhaltung begriffen, und vergaßen die leeren Wagen der geliebten Gatten, als der Schreckensruf: "Hannibal ante portas!" oder auf deutsch: "Hans steht draußen!" Eier und Käse, Butter und Milchtöpfe so in Verwirrung brachte, daß sie ein nie gesehenes Chaos bildeten. — Das Klatschcollegium zerstäubte, und manche Wurst, die zwar gehandelt, doch noch nicht bezahlt war, entschwand den Augen der Verkäuferin auf Niemandswiedersehen; dagegen ließ manche Bürgerfrau Quark und Milch nebst dem schon gegebenen Gelde in der Hand der Bauerfrau. So traf es auch hier ein, daß Alles in der Welt sich ausgleicht. —

Der Schreckensruf hatte nicht gelogen. Ritter Hans von Karlowitz war wirklich mit hundert

wohlgerüsteten Reitern und mehren leeren Wagen, die er wahrscheinlich gefüllt wieder mitnehmen wollte, vor der Stadt angekommen. Die gewarnte Bürgerschaft hatte aber das Thor so gleich verrammelt, und so sandte Herr Hans einen Trompeter in die Stadt, um den Eingang zu verlangen.

Wurzens Bürger, welche wohl beurtheilen konnten, daß Reiter nicht im Stande wären, eine wohlbesetzte Stadtmauer mit Gewalt zu erstürmen, und welche zu ihrer Beruhigung sahen, daß der Ritter kein Belagerungsgeschütz bei sich führe, schlugen das Begehren rund ab. Hans von Karlowitz, viel zu klug, um die kostbare Zeit mit unnützen Worten zu vergeuden, verließ Wurz, und begab sich noch an demselben Tage nach Müngeln, bemächtigte sich der Stadt und des Amtes und controllirte daselbst die bischöflichen Kassen mit Hinterlassung eines bedeutenden Deficits. —

„Nun, Ihr Leute, was sagt Ihr jetzt?“ fragte Spitz, ein krummbeiniger Nagelschmidt. „Habe ich Muth oder nicht?“

„Wodurch hast Du ihn bewiesen?“

„Wodurch? — War ich nicht der Erste, welcher von der Mauer lief, als der Feind kam, um ihm das Thor vor der Nase zuzumachen? Ohne meine Entschlossenheit und Geistesgegenwart wäre er wahrhaftig in die Stadt gekommen; nun werdet Ihr mir Recht geben, Meister Spitz ist überall Hahn im Korbe.“

„Dort kommt Deine Frau!“ unterbrach ihn Wolf Merker, einer der Rathsherren.

Erschrocken wendete sich Spitz um. „Meine Frau? Wo denn? Sie wird mich doch nicht gehört haben? Zwei Ueberrumpelungen an einem Tage wären zu viel.“

„Da seht den Prahlhans, der eine Frau fürchtet! Psui über Dich!“ rief Georg Schwabe.

„Fürchten? Ich mich vor meiner Frau fürchten? Ganz und gar nicht! Allein ich streite nicht gern nutzlos mit ihr, da sie stets das letzte Wort behält und ihren Gründen nicht zu widerstehen ist; bis auf dieses liebevolle Nachgeben aber bin ich ganz Herr im Hause!“ erwiderte Spitz, leiser sprechend und sich schüchtern umsehend.

„Ja, ja! was sich neckt, das liebt sich!“ meinte Merker, „übrigens gehen uns Deine häuslichen

Angelegenheiten auch nichts an, und mein Nachbar, der Töpfer, ist jedesmal froh, wenn er Dich mit einer Beule am Kopfe sieht. Dann verkauft er gewiß einen neuen Topf, und so bringt Gue Streit doch wenigstens einem Dritten Nutzen.“

„Dem fröhlichen Thonknetter werde ich die Kundschaft nehmen,“ rief Spitz erzürnt.

„Wenn Deine Frau will!“ ergänzte Merker.

„Nun freilich wird sie wollen, das weiß ich schon zu machen. Ich darf nur sagen, Meister Dreher hat doch die besten Töpfe, so kauft sie gewiß gleich bei Meister Scheibe. Wie gesagt, meine Frau thut Alles, was ich will; ich muß ihr nur das Gegentheil rathen.“

„Wenn das Mittel bei Ritter Hanssen helfen könnte, so hätten wir nichts Besseres zu thun, als Dich mit der Bitte an ihn abzusenden, in die Stadt zu kommen.“

„Mich? Gott bewahre mich vor solchen Aufträgen. Doch es wird Zeit, daß ich zu Hause komme, meine Frau wartet nicht gern mit dem Essen.“ — Mit diesen Worten entfernte sich der tapfere Spitz. —

Die Wurzener Bürgerschaft hatte sich sehr getäuscht, wenn sie glaubte, der fehdelustige Ritter werde ihr den verweigerten Einlaß vergeben. — Schon am 8. November war der Tag der Rache gekommen.

Auf dem Domplatze standen mehre Bürger und disputirten heftig. Es waren die Rathsherren, Befehle ertheilend. Hier und da zeigten sich bewaffnete Bürger und liefen einzeln zum Wenzelsthore hinaus.

Da stürzte Spitz auf seinen krummen Beinen ganz athemlos herbei. „Geda! Was giebt's? Warum trommelt man? Warum laufen die Bürger bewaffnet herum?“

„Nun, sie verfolgen den Ritter von Karlowitz. Er ließ so eben unser ganzes Vieh von der Weide treiben.“

„Die Schweine auch?“

„Alle! An siebenhundert Stück!“

„Meine beiden fetten ebenfalls?“

„Glaubst Du, daß er die mageren aussuche, oder daß er aus Freundschaft gegen Dich die Deinigen zurückgelassen habe? Deine beiden Fetten sind fort, rüste Dich und erobere sie wieder.“

„Das fällt mir gar nicht ein! Ich danke meinem Schöpfer, daß sie fort sind. Jetzt habe ich ein Mittel, den Zorn meiner Frau gegen mich auf einen Andern zu lenken. Wenn sie jetzt Lust hat, zu schimpfen, so darf ich nur theilnehmend fragen: Was werden unsere Schweinchen machen? und der Teufel holt den Ritter ganz gewiß, wenn es auf die frommen Wünsche meiner Frau ankommt.“

In diesem Augenblicke kam Andreas Dietrich, der Stadtschreiber, herbei. „Wer hat der Bürgerschaft befohlen, so ohne Ordnung die Verfolgung zu beginnen? Sie laufen einzeln hinterdrein und werden einzeln wiederkommen, ohne etwas ausgerichtet zu haben, wenn sie nicht Mann für Mann niedergemacht werden.“

„Wer kann sie halten?“ entgegnete Merker, „Jeder denkt nur an seine eignen Schweine.“

„Das giebt ein Unglück!“ sagte Dietrich ernst, und er hatte Recht.

Der ungeordnete Haufen ward übel von dem Ritter empfangen. Neun Bürger wurden verwundet, fünf blieben todt auf dem Plage als Opfer des Sankriegs, welchen Namen die Karlowitzer Fehde von dieser Zeit an erhielt.

Am 22. November rückte Hans von Karlowitz nochmals vor Wurzen, gelobte den Bürgern Schutz ihres Eigenthumes, wenn sie ihm Einlaß gestatten, die beispielloseste Rache aber, wenn sie sein Begehren nicht erfüllen würden.

Die noch von der letzten Action her eingeschüchternen Bürger öffneten die Pforten; Karlowitz zog ein und hielt, insoweit es die Bürgerschaft und ihr Eigenthum betraf, redlich Wort. Im bischöflichen Schlosse aber und in den zum Bisthume gehörigen Mühlen, Vorwerken und Gehölzen hauste er arg und nahm Alles, was er brauchen und fortzuschaffen konnte, mit hinweg.

Von Wurzen aus zog er nach Stolpen, und diese Veste mußte sich am 22. December ergeben. Bischofswerda ward ebenfalls nicht verschont.

Auf solche Art hatte Ritter Karlowitz das ganze Stift unter seine Botmäßigkeit gebracht und der geängstete Bischof war genöthiget, von einem Orte zum andern zu fliehen, um nicht in Gefangenschaft zu gerathen.

Der Schaden, den der Bischof erlitt, ward auf 30,000 Gulden, eine für die damalige Zeit ungeheure Summe, berechnet. Um nun nicht Alles zu verlieren, und da von keiner Seite ihm Hilfe geboten wurde, sah sich der Bischof endlich genöthiget, neue Unterhandlungen mit dem Ritter anzuknüpfen. Bei dieser Schlichtung trat, freilich etwas spät, der Churfürst August vermittelnd ein; der Bischof aber kam nicht wohlfeilen Kaufes von diesem Handel los, indem er dem Ritter abermals 4000 Gulden in vier Terminen bezahlen und jedes 1000 mit 25 Gulden bis zum Zahltag verzinzen mußte.

Nun erst entsagte Hans von Karlowitz in seinem und seines Geschlechtes Namen allen Ansprüchen an das Bisthum und verzichtete auf die Herbeischaffung des wahrscheinlich nie vorhanden gewesenen Testamentes des Bischofs Nicolaus II., gab dem Bischofe Johannes alle Aemter, Schlösser, Städte und Ortschaften zurück, jedoch in dem Zustande, in welche er dieselben versetzt hatte.

Churfürst August erlebte es noch, daß Johannes IX. seinem Bisthume freiwillig entsagte, allein erst zweiundzwanzig Jahre nach der Karlowitzer Fehde legte der letzte Bischof von Meissen seine geistliche und weltliche Macht nieder, nahm die Lehre Luther's an und ein Weib, nachdem er sich in den Privatstand zurückgezogen hatte.

Diese Fehde war nicht nur der letzte ritterliche Raubzug in Sachsen, sondern auch in Deutschland hörte man ferner nichts von einer Selbsthilfe in diesem oder ähnlichem Maßstabe.

Der Schmerz.

Am Sonntag still der Hammer ruht
Im Hammerwerk am Fluß,
Erloschen ist des Feuers Gluth,
Vollbracht der Eisenguß.

Am Sonntag findet keine Ruh'
 Mein tiefgebeugtes Herz,
 Da hämmert immer d'rauf und zu
 Ein aufgejagter Schmerz.

Nicht wie der Pendel an dem Thurm
 Schlich meine Zeit im Takt;
 Wie Wetterfahnen faßt der Sturm,
 Hat sie mich wild gepackt.

Mit Kummer ward ich wohlvertraut,
 Er war mein steter Gast;
 Ich fluchte wohl der kalten Braut,
 Doch sie blieb stets gefast.

Oft wenn die Jornesader schwoll,
 Schien sie zu lächeln traut,
 Ich aber hegte bitterm Groll
 Und haßte meine Braut.

Schon mancher Schmerz hat ausgetobt,
 Der einst die Brust zerriß;
 Sie ist nun worden sturmerprobt
 Im Meer von Kimmerniß.

Jetzt fürcht' ich weder Kampf, noch Noth,
 Drum hämm're, Schmerz, nur zu;
 Kommt einst mein treu'ster Freund, der Tod,
 Der bringt uns Beiden Ruh!

Karl Haltaus.

Der moderne Superlativ.

Ein englischer Schriftsteller, Ephraim Holding, ein scharfsinniger Beobachter, sagt in einem Büchlein, das „Domestic Addresses“ heißt: „Wenn es einen allen Menschen eigenen Manierismus giebt, so ist es die Gewohnheit, ihre Beschreibungen zu überfärben. Einfache Darstellung der Wahrheit genügt uns nicht; wir müssen übertreiben, in's Groteske zeichnen, etwas zu viel Roth auf den Pinsel nehmen.“

Mich dünkt, daß dieser Vorwurf besonders die Gegenwart trifft, sie einigermaßen charakterisirt. Schemals war Lüge und Wahrheit durch eine breite und gerade Linie geschieden, die Linie so deutlich und sichtbar, daß Keiner sich damit entschuldigen konnte, sie nicht zu sehen. Hatte Jemand eine Wahrheit zu sagen, so sagte er sie gerade heraus, ohne Umschweife, ohne Schminke. Wollte er lügen, so log er geradezu, durch Dick und dünn, ohne Blinzeln und Mundverziehen. Positives und Negatives wurde in klaren, bestimmten Worten ausgedrückt. Kein Lügner gab sich wie jetzt die Mühe, seine Erdichtungen in die Farbe der Wahrhaftigkeit zu kleiden. Niemand dachte daran, wie gedruckt zu lügen. Gleich den alten Räuberhauptleuten war der Lügner ein offener, verwegener Geselle, wußte nichts von jener feinen Lünche, welche der moderne Schwindelgeist erfunden hat und deren Gebrauch die moderne Lügenschule lehrt. Schenken wir den Worten und Handlungen Vieler unserer Zeitgenossen einige Aufmerksamkeit, so finden wir jene Grenzlinie so krumm geworden, daß sich kaum entdecken läßt, wo sie in das Gebiet der Wahrheit, wo in das der Lüge einlenkt, und so dünn, daß sie oft nicht zu erkennen. Die nüchternen Tinten der Thatsache verschwimmen mit den bunten Farben der Dichtung in einer Weise, daß der schärfste Blick häufig nicht zu erküßeln vermag, wo jene aufhört und diese anfängt. Dies blendende, aber falsche Wesen ist die Wirkung des täuschenden Prisma: Uebertreibung, welches die neueren Erzähler ihren Lesern oder Zuhörern vorhalten, wenn sie glauben sollen, daß sie Wahrheit lesen oder hören.

Den Hauptgrund hiervon suche ich in dem Streben, dramatische Effekte hervorzubringen. Seit es Mode worden, auf jede Beschreibung — ob von Personen, Sachen, Gefühlen oder Verhältnissen — eine Art Gewicht zu legen, haben einfache Erzählungen ihren Reiz verloren. Eine schlichte Thatsache kann in der neuern Conversation nicht mehr erwähnt werden ohne pomphaften Zusatz oder gewürzten Superlativ. Einige Erzählungskunst ist unerläßlich. Niemand soll sprechen, wie ihm der Schnabel gewachsen ist, Jeder, wie es im Buche steht. Die Folge ist, daß

der beständige Gebrauch und Mißbrauch des Superlativs den Positiv und Comparativ ziemlich ganz verdrängt hat. Nichts ist mehr schlecht oder gut; Alles ist perfid, abscheulich und niederträchtig, schön, pompös und exquisit. Ungeheuer, glänzend, prächtig, süperb, schauerhaft, fürchterlich, furchtbar sind Beiwörter der allergewöhnlichsten Dinge und Ereignisse. Eine junge Dame kommt in einen Sprühregen und erzählt von einem furchtbaren Platzregen. Ein Junggeselle schimpft seinen Kammerdiener einen Schlingel, weil er die Thür aufgelassen, und klagt, daß der Zugwind ihm den Hals abschneide. Großmama hat einen furchtbaren Husten und muß deshalb furchtbar starke Medizin nehmen. So erhalten kleine Uebel Beiworte, die ehemals einer heftigen Kanonade oder einem Erdbeben gehörten. Ein gutes Gemälde giebt es kaum noch. Desto häufiger sind glänzende Kunstwerke. Statt schöner Tage haben wir reizendes Wetter, und welcher Verstoß, wenn ein Theegast mittelmäßigen Thee gut nennt. Der Thee ist ausgezeichnet. Ananas-Eis und der Gesang der jungen Dame von Haus sind beide dellicös, die Höhe des großen Winterbergs und der Reichthum eines jüngst gestorbenen Bankiers enorm. Hübsche Landschaften heißen prachtvolle Scenerien und eine muntere Wittwe habe ich mit Cleopatra vergleichen und ein magnifiques Weib nennen hören.

Der Mensch ist ein so nachahmungsfüchtiges Geschöpf, nimmt so leicht üble Gewohnheiten an, daß jener Fehler jetzt ein allgemeiner heißen kann. Indessen giebt es Individuen — und ihre Zahl ist Legion — die nicht in Worten allein übertreiben. Sie übertreiben auch Thatfachen. Wäre ihre Rede stets Wahrheit, so lebten sie stets in Extremen; es wäre dann ihr Loos, nur die höchste Bönne und das höchste Glend zu empfinden. Ich habe eine Freundin; sie mag Madame Schmidt heißen. Madame Schmidt klagt nie über Unwohlsein, aber sie leidet oft folternde Qual und ihr Kopfschmerz ist unbeschreiblich furchtbar. Wenn ihr dagegen auch selten etwas gefällt, so ist sie desto öfterer entzückt, schwärmt für dies oder das. Spricht sie von ihren Bekannten, sollte man glauben, es seien die außerordentlichsten Wesen auf Erden. Ihr zufolge ist

Fräulein Liebeskind schöner als ein Engel und Herr Peter ein größerer Dichter als Schiller. Der Eine besitzt unjägliches Vermögen, der Andere sämtliche Kardinaltugenden. Und gedenkt sie ihrer Köchin, so ist die entweder wundervoll gehorsam und kunstfertig oder grausenhaft störrisch und dumm. Kurz, obgleich meine Freundin, Madame Schmidt, sich eher die Zunge abbeißen als vorsätzlich eine Lüge sagen würde, ist doch wegen der übeln Angewöhnung zu übertreiben ihr drittes Wort eine Lüge. Für sie existirt die Grenzlinie nicht, welche Wahrheit von Dichtung scheidet, und ich müßte mich sehr irren, gäbe es in der Stadt, wo ich wohne, bloß Eine solche Madame Schmidt.

W. S.

Correspondenz - Nachrichten.

Aus Wien im Juni.

Ihrem Wunsche gemäß erhalten Sie heute den ersten Wienerbrief. Beginnen wir interessanter Weise mit dem Wetter.

Das ist hier ganz vortrefflich und daher wohl geeignet, eine Tour auf das Land zu machen; daher begleiten Sie mich nach Baden, wo Sie zur Zeit noch Alles leer finden werden. — Baden ist in der Blüthe seiner Tage ein höchst langweiliger Ort, und nun gar jetzt ... zum Verzweifeln. In Baden ist, ausgenommen Herrn M. G. Saphir, Alles langweilig. Herr M. G. Saphir zeugt, wie im vorigen Jahre, „Badener Ripfel“ und die sind sehr kurzweilig, aber leider selten zu haben.

Wir passiren die schöne Weilburg, welche zur Zeit schon von ihrem würdigen Erbauer, dem Erzherzog Carl, bewohnt ist. Ad vocem Erzherzog Carl berichte ich Ihnen, daß die sechste Lieferung von Duller's „Erzherzog Carl“ erschienen ist. Ueber den Werth dieses Werkes will ich mich später aussprechen, bemerke nur hier, daß die Illustrationen zur fünften Lieferung unter aller Kritik gerathen sind und einen neuen Beweis lie-

fern, daß man in Wien das Ding nicht versteht. — Wir passiren nun das Helenenthal, und wenn es Ihnen recht ist, so beeilen wir uns am Stift Heiligen-Kreuz vorbei; denn seit der heillosen Geschichte mit dem ungenähten Kleide von Trier habe ich einen heiligen Respect vor allen heiligen Reliquien-Trümmern bekommen.

Wir haben nun die Brühl erreicht und sehen uns von einer Menschenleere umfassen, denn dieser Lieblingsaufenthalt der Wiener ist in diesem Jahre gänzlich vernachlässigt. Die Industrie hat die Leute so in Anspruch genommen, daß aller Sinn für Natur wie getödtet erscheint.

In der Brühl wohnen zwei Poeten. Der eine ist der Graf Theodor Heussenstam, der literarischen Welt unter dem Namen Theodor Stam bekannt, welcher leider sein bedeutendes Talent unter zu großer Anspruchslosigkeit und Bescheidenheit vergräbt; in meinem nächsten Berichte spreche ich vielleicht über seine neuesten Leistungen, für heute erfahren Sie nur, daß wir mit großer Theilnahme dem Erscheinen eines Bandes seiner Gedichte entgegensehen, welchen Brockhaus bereits in der Leipziger Allgemeinen angekündigt hat. Jeder Sommer brachte uns Blüthen seines reichen Talents; im vorigen Jahre erfreuten wir uns des „Hesperus“ (Wien, bei Gerold), und vor zwei Jahren des „weiblichen Herzens“ (Stuttgart, bei Cotta). — Doch später von alledem mehr.

Der andere Poet, dessen ich eben erwähnte, ist Rudolph v. Beyer, ein Preuße von Geburt, welcher unter dem Namen Rupertus, wenn ich nicht irre, auch für die „Abendzeitung“ schreibt. Er hat bisher nur für die Tagespresse gearbeitet, jedoch steht mit Nächstem ein Band seiner gesammelten Gedichte zu erwarten.

Wir fahren nun über Maria-Egersdorf und Perchtoldsdorf nach dem lieblichen Rodauer. Bemerkten Sie, dort in der schattigen Kastanienallee, einen Mann mit weißem Hute, braunem Röcklein, die Hände auf dem Rücken gekreuzt? Bemerkten Sie, wie er mit vorgebeugtem Haupte, misanthropisch und abgefordert von aller Welt, allein dahin schreitet? — Das ist Franz Grillparzer! — Gott schenke seiner Muse freudige Heiterkeit und Ruhe, daß uns beileibe dieser hochbegabte Dichter nicht gänzlich im Geiste abstirbt. Gott schenke ihm Heiterkeit und Ruhe,

daß er noch lange zur Verherrlichung seines Namens und zur Freude seines Volkes wirken möge; aber leider muß ich Ihnen berichten, daß wir von ihm vor der Hand nichts zu erwarten haben, und ganz gegen die früheren Berichte unserer rüstigen „Sonntagsblätter“ denkt er gar nicht an die Vollendung seiner „Libussa“.

Dicht vor der Linie Wiens kommen wir hart am Hochgerichte vorbei; hier also soll, nach den Berichten der Leipziger Allgemeinen, Schuselka's „Jesuitenkrieg“ zuvörderst angepöbeln und dann verbrannt worden sein. Möglich, aber Gewisses kann ich darüber nicht erfahren und nehme mir die Freiheit, den ganzen Bericht einstweilen in Zweifel zu ziehen; die Geschichte wäre auch für unser Jahrhundert gar zu dumm, obschon sie einen ganz würdigen Pendant zur heiligen Rockfahrt und zu Guericke's bibelfester Dachpredigt abgäbe.

Jetzt sind wir in Wien, und ich fahre mit diesem Berichte schnurstracks auf die Post, aber wünsche demselben, daß er nicht, gleich dem des Correspondenten für den „Herold“, sich vom Lacke löse. Dieser Bericht, von dem ich spreche, ist wahrscheinlich durch Zufall aufgegangen und der Inhalt desselben zu weiterer Kenntniß gelangt. — Beiläufig bemerke ich nur, daß dem jungen Correspondenten auf das Schonendste eine Verwarnung zugekommen ist, und zur Zeit sieht er noch nicht auf der Hausvogtei. — Hier wissen wir von keiner polizeilichen Vernehmung von Schriftstellern und Buchhändlern Etwas ... Hier denunciirt kein Censor wegen verantwortlicher Injurie ... Hier stehen keinem Literaten langweilige — ich wollte sagen: langwierige — Untersuchungen wegen Majestätsbeleidigungen bevor; wir wissen von keiner Verschwörung Etwas und kennen nur den Hochverrath dem Namen nach. — Hoffstein und Hecker hätten getrost nach Wien kommen können und ich glaube, bei meinem grauen Barte es Beiden versprechen zu können, sie würden sich sehr gut unterhalten haben und wahr und wahrhaftig nicht ausgewiesen worden sein.

Was mich das Ding verbrieft,
Daß so was g'schehen ist.

Schließlich habe ich die Ehre, Ihnen zu versichern, daß die italienische Oper in der letzten Saison unter aller Mittelmäßigkeit war.

Hans v. Beeren.

Literatur und Kunst.

Vermischtes.

Fridolin Schwertberger. Von Spindler. 4 Bde. Stuttgart, Hallberger. 1845.

Als „Bürgerleben und Familienchronik aus einer süddeutschen Stadt“ bezeichnet der Verf. sein Werk: er verräth durch die Wahl dieses vagen Gattungsnamens, daß er selbst gefühlt hat, ein Roman sei sein Fridolin Schwertberger nicht geworden. Unwillkürlich wurden wir durch jene Bezeichnung an Auerbach's Schwarzwälder Dorfgeschichten erinnert; er hätte nur vielleicht darüber zu setzen gebraucht: „Nordstetten“, und wir hätten einen, dem vor uns aufgeschlagenen ganz analogen Büchertitel gehabt. Und da nun einmal jenes Stichwort unserer neuesten Nationalliteratur ausgesprochen ist, so wollen wir auch gleich das innere Band berühren, in welchem es zu dem Spindler'schen Buche steht. Spindler hat augenfällig ein Seitenstück zu den Auerbach'schen Dorfgeschichten liefern wollen; seinen Stoff hat er aus dem Bürgerleben einer süddeutschen Kleinstadt, Constanz am Bodensee, genommen. Hat er nun auch nicht der äußern Form nach einzelne Städtegeschichten gegeben, sondern wenigstens nominell ein Ganzes beabsichtigt, so ist doch ein solches nicht entstanden. Der Fridolin ist kein Romanheld im technischen Sinne des Wortes: er ist nicht der Brennpunkt, in welchem alle Strahlen sich zusammenbrechen, nicht die Ase, um welche sich Alles concentriert; er ist nur eine durchlaufende Figur, wie wir sie ja auch in den Schwarzwälder Dorfgeschichten, noch prägnanter in den Balzac'schen Novellencyklen haben. Er repräsentiert nicht eine Idee, deren Sieg oder Untergang die Tendenz des Romans wäre, sondern er ist ein ehrlicher, schlichter Mann, dem es schlecht geht, der sich aber stets durch das widrige Geschick durchbeißt und am Ende, natürlich glücklich verheirathet, der Letzte auf dem Plage bleibt vor der herabrollenden Gardine. — Seiner Profession ein Schreiner, hat er in Paris als Geselle conditionirt und kehrt dann in die Vaterstadt zurück, wo er nach dem plötzlichen Tode seines Vaters dessen Geschäft übernimmt. Seine in der Weltstadt gestalteten Lebensansichten finden in der deutschen Kleinstadt kleinlichen Anstoß; er wird dadurch mit seinen Angehörigen in peinliche Reibungen und Mißhelligkeiten verwickelt, aus welchen aber doch endlich immer die gesunde Vernunft siegreich hervorgeht. Sein Hauskruz ist ein lieberlicher Bruder, der Matthias, ein unverbesserlicher „Bummelfrige“, wie sich der Norddeutsche ausdrücken würde, und eine liebestüchtige Schwester, das blonde Klär. Dazu tritt noch eine ältere

Schwester, die schwarze Mex, die Personification des praktischen Hauswesens. So wenig nun das Ganze, die Abwicklung der Schicksale dieser vier Geschwister, in künstlerischer Einheit und Vollendung durchgeführt ist, so reizend ist das Einzelne und der große Theil des überwiegenden, epifodischen Beiwerkes. Das Buch ist durchaus populär, ein wahres Volksbuch; denn in ungekünstelter Wahrheit stellt es uns die Bilder, frisch und feck aus dem Leben gegriffen, vor die Augen, daß wir lächelnd zunicken müssen: Wie richtig, wie wahr! Wir haben es deshalb nicht mit einem großartig componirten Gemälde, sondern mit einer Reihe von Studien zu thun, die eben weiter nichts sein wollen als solche. Das sind auch sociale Schilderungen, aber wie himmelweit verschieden von jenen socialen Romanen, mit welchen die Fruchtbarkeit der schriftstellernden Damen den Kredit der Literatur überhäuft. Hier wird die Welt nicht von oben herab, nicht vom Rücken eines Kameeles, nicht aus dem weichen Schaukelstige einer den fußwandelnden Noturier mit dem Straßenkotbe bespritzenden Karosse, nicht mit dem impertinent in das rechte Auge gekniffenen Ergnon betrachtet; es werden nicht spitzfindige Hypothesen über erheuchelte Gefühle aufgestellt, nicht Sinnlichkeitsraffinerieen discutirt — nein, wir treten in des Schreiners Werkstatt, und hören, wie der bairisch-grobe Landshuter Altgefelle dem faulen Lehrjungen Pelag mit Mund und Hand ein verständliches Wort sagt; wir sehen die schwarze Mex herrisch im Hauswesen walten, und über die verliebte Magd, die Schwarzwälderin Veronika, die sich den Meister Fridolin in den Kopf gesetzt hat, ein strenges Regiment führen; dann wieder der blonden Klär excentrische Fahrten, die ein psychologisch nicht ganz wahres Ende im Kloster nehmen; ferner den ächten Spießbürger und Stadtrath Muselmann mit seiner unverständlichen, im Bürgergelehrsamkeitsidiom gehaltenen Redeweise, und sein Gegenstück, das bewegliche Glasmeisterlein Rennerle — Alles das mundet so trefflich, wie ein gesundes Stück hausbacken Schwarzbrot nach einem Abende voll süßer, ästhetischer Theegenüsse; der Magen kommt dabei wieder zu Kräften. Dank dem deutschen Schriftsteller, der es noch wagt, deutsch sein zu wollen; Dank ihm doppelt, wenn er, dessen schriftstellerischer Ruf schon seit lange begründet ist, es nicht verschmäht, die Bahn, welche ein Jüngerer gebrochen, nachzutreten. Zwar war auch der „Vogelhändler von Imst“ ein volksthümlicher Roman; allein er gehörte mit seinem historischen Hintergrunde zu sehr der Vergangenheit an, als daß er die lebendigen Interessen der Gegenwart so in seinen Bereich ziehen, zur unmittelbaren Anschauung hätte bringen können, wie dieser

Fridolin Schwertberger. Das Buch wird jedoch Anfechtungen zu erleiden haben, wenn sich die Persiflage nicht vielleicht eben durch Spindler's Namen den Mund stopfen läßt; er hat im Doctor Gumperz, der schließlich als ein, dem Handel wegen vorgefallener Knipsereien entlaufener Judenjunge demaskirt wird, den pausbäckigen Journalismus mit den ungeheuerlichen Worten ohne das Mark der Gesinnung auf eine in der That köstliche Weise persiflirt; er hat ferner in seinem Helden einen „modernen Conservativen“, wie Laube in der Novellenzeitung sagt, hingestellt, während er doch wohl von rechts wegen einen unterdrückten, aber siegreichen Liberalen aus ihm hätte schaffen sollen. Solche Mißgriffe können böses Blut machen; ja selbst Laube scheint in seiner Kritik des Buches, bei der er sich seltsam dreht und wendet und sich gewissermaßen scheut, dem Freunde in das Gesicht zu sagen, daß sein Werk kein Roman sei, über diesen Punkt nicht ganz hinwegkommen zu können. Nun, wir sind es; wir haben uns gefreut, daß es noch Männer giebt, die, während ihrer tüchtigen Gesinnung kein Makel des Servilismus angekleckelt zu werden vermag, sich nicht scheuen, nicht mit an die große Glocke zu schlagen.

Die Einzelheiten des Buches sind befriedigend und ergötzlich, die Charakterzeichnung des Fridolin und seiner beiden Schwestern lebenswahr und anziehend; aber das Ganze ist, wie gesagt, formlos und entbehrt der zu einem künstlerischen Ensemble verschmelzenden Abrundung. Namentlich zeigt der fast herbeigerissene Schluß mit seinen meist völlig unmotivirten Resultaten, daß Meister Spindler gefühlt hat, er müsse nun kurz und gut der Sache ein Ende machen. 26.

Deutsches Taschenbuch. Erster Jahrgang. Zürich und Winterthur, liter. Comptoir. 1845.

Es wird in unsern Tagen Viel geschrieben, um in allen Kreisen politische Bildung zu verbreiten, an welcher es freilich in Deutschland gerade noch bedeutend mangelt, um die Nation selbst allmählig mehr und mehr politisch würdig zu machen, und da hat man Zeitschriften und Volksbücher als das geeignetste Mittel erkannt, die betreffenden Ideen zu verbreiten. So ehrenwerth dieses Streben an sich, so liegt doch gerade dabei noch mehr als anderwärts die Verirrung nahe, die eigene Bitterkeit und persönliche Gehässigkeit gegen vorhandene Institutionen auszuströmen, und dadurch, vielleicht unbewußt, mittelst eines gewöhnlichen Taschenspielerkunststückchens sich selbst an die Stelle der Idee, die eigenen, selten ganz unverschuldeten bitteren Erfahrungen und traurigen Ergebnisse an die Stelle allgemeiner nationaler und Staatsgebrechen treten zu lassen, und somit dem unedeln Zwecke selbstlicher Rache mehr als der wahren Volksbildung zu dienen. Wahrhaft tüchtige und ehrenfeste Gesinnung, gepaart mit gründ-

licher politischer Kenntniß und frei von jeder niedrigen Selbstsucht, ist gerade auf diesem Gebiete bei Weitem nicht so häufig, als man glaubt, und die klare Erkenntniß dessen, was vor Allem dem Volke noth ist, gehört auch nicht eben zu den weitverbreiteten Gaben: Wenige sind nur mit dem dazu erforderlichen Scharfsinn und dem Tacte begabt, der niemals zu viel, niemals zu wenig thut. Wenn wir das ernste Streben nach Erreichung dieses hohen Zieles vor allen andern derartigen Erscheinungen dem bekannten Volkstaschenbuche „Vorwärts!“ vorzugsweise zusprechen müssen, so können wir von dem vorangezeigten Werke dies nicht in gleichem Maße sagen. Es ist kein Volkstaschenbuch, denn es ist in seiner bitteren Satyre, in seiner wirklich leider nicht selten hervortretenden Gehässigkeit nirgend geeignet, belehrend, erhebend, läuternd, erweckend und befruchtend dem Leser nahe zu treten, und selbst die Beschreibung des Festes (1844) und der Auffsatz von J. Fröbel über „Politik und sociales Leben“ eignen sich weniger für diesen Zweck, da der letztere zu abstract umhernebelt und mehr ahnen als begreifen läßt — obwohl treffliche Ideen und Samenkörner lebendiger Wahrheit in ihm niedergelegt sind, er auch als die werthvollste Gabe der Sammlung unzweifelhaft bezeichnet werden muß — während der erste sich in jener Uebertreibung starrer Opposition, namentlich in der aphoristischen historischen Einleitung, gefällt, die schon deshalb alles Bestehende und Geschehene tadelnswerth erachtet, weil es nicht von der eignen Partei ausgegangen ist. Eine unfruchtbare, eine trostlose Opposition! — In der Novelle: „Die Phalanxterier“, schildert der pseudonyme Verf. nicht ohne Wahrheit und Geschick das Treiben und die Früchte des Pietismus und Jesuitismus; doch ist sein Humor ein gemachter, und die Gegensätze höchster pfäffischer Schlaueit und einfältigster, wirklich ekelhaft bigotter Dummheit sind nicht nur unnatürlich, sondern werden geradehin widerlich in ihrer nicht mehr lächerlichen, sondern bejammernswerthen Uebertreibung, zumal man unschwer die Persönlichkeiten erräth, über die der Verf. seine Galle ausgießt. Das „naturwüchsigste Heldengedicht: Hanns v. Ragensinger“, dessen erster Gesang den Schluß des Buches bildet, strotzt von gemachten und holperigen Wigen und von zotigen Unflätereien. Wenn der Verf. sich nicht schämte, das drucken zu lassen, so hätten doch die Herausgeber sich dessen schämen sollen: kann man es den Absolutisten, den Conservativen verargen, wenn sie nach solchen Früchten den Liberalismus der Unsittlichkeit, der moralischen Erbärmlichkeit ziehen? Gemeiner Naturen muß jede Partei sich zu erwehren wissen! — Die „Diabolini“ von Hoffmann v. J. sind nicht von großer Bedeutung, theilweise in ihrer persönlich-satyrischen Fassung für ein allgemeines deutsches Taschenbuch gar nicht geeignet. In den „Liedern eines Autodidacten“ tritt, bei nicht selten sehr vernachlässigter

Form, auch schon diese forcirte Freiheitsbegeisterung hervor, die im Hintergrunde immer die Absicht durchschimmern läßt, das eigene Ich als Götzenbild zur Anbetung für die leicht bethörte Menge auf den Altar zu erheben, und an Trivialitäten und Gemeinheiten fehlt's ebenfalls nicht, wenn auch dem Verf. (Hrbd. Keller) poetisches Talent zugestanden werden mag. Auch die vier beigegebenen „Gedichte“ von R. Prutz sind, obwohl die besten dichterischen Gaben des Werkchens, nicht eben von großer Bedeutung. — Mit solchen Taschenbüchern kann unserm deutschen Volke nicht gebient sein!

27.

Die Noth der Armen. Eine Volksschrift von Julius Kell. Leipzig, Klinkhardt, 1845.

Ein Büchlein, treu und wahr, einfach und klar, innig und mit warmer Begeisterung für die Sache geschrieben, der es dienen möchte: ein wahres Volksbuch, unterhaltend und belehrend, ergreifend und belebend. Wir wünschen uns mehr solche Volksschriften, die den Zeitfragen zum Verständnisse verhelfen auch bei denen, die zunächst durch die Noth der Zeit und den Druck der Verhältnisse berührt werden. Den Maasstab der Novelle dürfen wir an die schlichte Erzählung natürlich nicht legen — auch stellt der Verf. die Gegensätze von Tugend und Laster bisweilen gar zu schroff gegenüber, so daß sie der Wirklichkeit nicht so ganz entsprechen möchten; das ist aber ein leicht zu übersehender Mangel, der reichlich dadurch vergütet wird, daß die ganze Erzählung wirklich aus dem Volksleben der Jetztzeit genommen, ein treues, in keiner Weise übertriebenes Gemälde der Noth und Bedrängniß der niederen Klassen, sowohl der kleineren Handwerker, vorzugsweise auf dem Lande, als der Fabrikarbeiter, der Spinner u. s. w. giebt, und ein treues, tiefergreifendes, herzerschütterndes Bild von dem unsäglich traurigen Zustande, von der unglaublichen Noth darbietet, welche in so vielen Familien der Proletarier herrscht, und von der sich Niemand einen Begriff machen kann, der sie nicht aus eigener Anschauung und längerer Beobachtung kennen gelernt. Die Erzählung an und für sich ist allerdings eine erdichtete, aber jeder einzelnen Scene fühlt man es an, daß sie der Wirklichkeit entnommen und das Ganze beweist, wie die grenzenlose Noth, die auf einem großen Theile des Volkes lastet, und der durch Vereine mit langen Berathungen und schönen Redensarten nicht gesteuert werden kann, gemeinhin zu Lastern und Verbrechen führt; auf der andern Seite aber, daß sie nicht nothwendig dahin führen muß, wenn lebendige Frömmigkeit, frische Thätigkeit, wahre Lust und Liebe zur Arbeit ihr zur Seite steht; — erweist, daß doch immer und überall zunächst die Sünde der Leute Verderben ist, obwohl von minder Bedrängten nicht selten der Stein auf den Sünder ge-

worfen wird, ohne daß sie erwägen, welchen ungeheuern Kampf der erste Schritt auf des Lasters Bahn jenen Unglücklichen gekostet, welchen die menschliche Kraft fast übersteigenden Versuchungen sie nach langem Schwanken erst erlegen sind! Das Buch ist für die Armen geschrieben (wir empfehlen es vorzugsweise für Gemeindebibliotheken) zur Warnung und zum Troste, — für die Reichen als Ermunterung zum Helfen, als Rathgeber für die beste Art und Weise, wie zu helfen sein könnte. Es verbreitet sich mehr oder weniger über fast alle hier einschlagenden Fragen mit Benutzung eigener und fremder Erfahrungen. Doch möchten wir dem Verfasser rathen, bei künftigen ähnlichen Schriften, deren Erscheinen wir im Interesse des Volkes wünschen, die hier eingestreuten gelegentlichen längeren Betrachtungen über moralische und sociale Fragen abzukürzen und sie mehr in die Erzählung selbst zu weben; dadurch werden sie an lebendiger Eindringlichkeit und Verständlichkeit gewinnen, die Einheit der Darstellung wird erhalten und die Betrachtungen werden nicht, wie jetzt doch wohl geschieht, überschlagen werden: der Verf. hat dies mehrfach gethan, er hätte es stets thun sollen. Endlich haben wir noch einen Punkt tabelnd hervorzuheben: den Gebrauch unedler und theilweise unverständlicher Provinzialismen (das Buch behandelt zunächst sächsische Verhältnisse, ohne deshalb anderswo minder brauchbar zu sein), die der Verf. auch in der Erzählung, und nicht etwa bloß in den Gesprächen der vorgeführten Personen, anwendet. Die Volksschriften sollen in dieser Neugierlichkeit nicht zu ihrem nächsten Publikum hinabsteigen, sondern dieses zu sich emporzuziehen suchen. Wir rechnen hierher: „hinter den Ohren grimmen“, st. fragen; Insekt, st. Unschlitt, oder besser: Talg; mandeln, st. rollen; die Augen legen ab, st. werden schwach; schippen, st. stoßen; Geschiede (!), st. Schuhwerk, u. s. w. Uebrigens ist dieses Schriftchen, der praktischen und verständigen Behandlung aller hier einschlagenden Fragen wegen, allen Klassen der Gesellschaft zur Lectüre zu empfehlen, da das Proletariat und die Verhältnisse des vierten Standes überhaupt eine Lebensfrage unserer Zeit geworden sind, mit deren ernster Erwägung Jeder sich zu beschäftigen hat.

Der Pauperismus nach seinem Wesen, Ursprunge, Folgen und Heilmitteln, von D. J. F. Tb. Wohlfahrt. Weimar, Voigt. 1845.

Der Verf. gehört zu den achtungswerthen Geistlichen, welche auch über ihre nächste, amtlich gebotene Thätigkeit hinaus an dem Ergehen und der Hebung und Bildung des Volkes lebhaften Antheil nehmen und durch Wort und Schrift zur genaueren Kenntniß und richtigeren Würdigung der mancherlei socialen Fragen beizutragen suchen. Was Hr. W. hier bietet, ist zu-

nächst — und das erachten wir für den werthvollsten Theil des Buches — eine fleißige und geordnete Zusammenstellung der einzelnen, hier und da zerstreuten statistischen Notizen über die allgemeine Verbreitung und die ungeheure Intensivität der Armennoth in verschiedenen europäischen Ländern. Zahlen frappiren, aber sie beweisen auch, und es giebt Viele, deren unglaubliche Sorglosigkeit und Gleichgültigkeit durch vereinzelte derartige Beispiele nicht gehoben werden kann. Die nicht selten fast pestartig bald hier, bald dort ausbrechende Armennoth, die überall und mit jedem Jahre allgemeiner hervortretende Verarmung, in deren Gefolge (häufig auch als bewirkende Ursache) die immer tiefere Entsittlichung und damit die in's Ungeheure sich steigenden Laster und Verbrechen — das Alles beweiset klar genug, daß hier das allgemeine Wohl bedroht, daß es Pflicht wie des Staates und der Communen, so jedes Einzelnen sei, nach Kräften den Riesenfortschritten dieses unheilvollen Zustandes Einhalt zu thun, daß damit die Besizenden nicht nur eine moralische Verpflichtung überhaupt, sondern geradehin eine Selbstpflicht erfüllen. Es handelt sich bei der drohenden Gefahr nicht um ein leeres Phantom, nicht um ein wesenloses Schattenbild ängstlich-gereizter Phantasie, sondern um eine schouervolle Wirklichkeit, wie das die beklagenswerthen Vorfälle in Schlessen und Böhmen im Laufe des vorigen Jahres wohl zur Gnüge documentirt haben! — Hr. W. giebt uns in seiner philosophisch-moralischen, allerdings mit einiger Breite geschriebenen Abhandlung freilich nichts absolut Neues, denn die Herleitung der betreffenden unheilvollen socialen Zustände aus der Sünde als ihrem tiefsten Grunde, wie sie die Einleitung, einer Predigt nicht unähnlich und deshalb hier nicht recht passend, bietet, ist eben als eine im höheren Sinne allerdings wahre, schon mehrseitig klar gemacht, und alles übrige statistische oder philosophische Material, das der Vfr. über Wesen, Ursprung, Folgen und Heilmittel des Pauperismus, vom Standpunkte der Geschichte, Anthropologie, Staatsökonomie, Legislation, Polizei, Moral und Christlichen Kirche“ aus beibringt, ist auch anderweitig schon gesagt oder doch angedeutet worden (die beigefügte Literatur des Gegenstandes leidet an großer Unvollständigkeit!) aber die übersichtliche, klare und geordnete Zusammenstellung dieses Einzelnen ist das Verdienst des Vfs., und er hat getreulich die Schriften angegeben, aus welchen er geschöpft, wenn wir auch ein gewisses Prunken mit Citaten, namentlich aus den Klassikern der Griechen und Römer, einer Schrift nicht angemessen erachten mögen, welche doch nicht bloß für Männer vom Fache geschrieben, keine eigentlich wissenschaftliche Abhandlung ist und sein soll. Justus Möser's Wort: der Schriftsteller solle das Mehl geben, ohne die Mühle, wird bei uns immer noch nicht genug beachtet, und daher rührt die Schwerfälligkeit und Ungenießbarkeit so vieler unserer

deutschen Werke, selbst derer, die ihrer Natur und den Absichten ihrer Verfasser nach für ein gemischtes Publikum bestimmt sind. — Hr. W. giebt zuerst allgemeine geschichtliche Erörterungen über den Pauperismus und erweist dann die Bekämpfung desselben als eine unabweisliche Pflicht; bietet dann eine Classification der Armen und zählt die hauptsächlichsten allgemeinen und besondern Ursachen der Verarmung auf; beurtheilt die bisher gegen diesen Krebschaden angewendeten Mittel, die er natürlich — und wir mit ihm — für unzulänglich erklärt und giebt endlich Vorschläge zur Steuerung des Uebels, wobei er allerdings den Satz festhält, daß niemals die Armuth gänzlich zu verbannen sei. Dabei klingt denn freilich Manches sehr sanguinisch, hier und da hätten wir weitere Ausführung, tiefere Begründung gewünscht; doch ist das Gebotene immerhin dankenswerth, nur soll man nicht vergessen, daß das Theoretisiren vom Schreibtische aus oft mit der Praxis sich nicht einigen läßt, und daß überhaupt bei einem so Gefahr drohenden Uebel das Schreiben und Reden allein es nicht thut, daß dabei schnelles, thätiges, praktisches Eingreifen die Hauptsache ist! — Der Anhang enthält in vier Artikeln einige Excurse, zumeist auf einige hierher gehörige Aufsätze des Prof. Scheidler in „Bran's Minerva“ sich beziehend, welche sehr bequem und für die Uebersichtlichkeit ersprießlich in den Text selbst hätten verwebt werden können.

Schlagschatten, von E. Kalisch. Mainz, Birtb. 1845.

Der Vfr. bietet hier dem Publikum eine Sammlung seiner humoristischen und satyrischen Aufsätze in Prosa und Versen, deren einzelne schon früher — irren wir nicht — in den verschiedenen Jahrgängen seiner Mainzer „Narzhalla“, und andern Journalen gedruckt erschienen sind. Daß die Satyre eine vorzugsweise politische ist, wird Niemand bekremden, dem nicht die überwiegende Richtung unserer Zeit in allen Gebieten auf die Politik in klösterlicher Abgeschlossenheit fremd geblieben ist; daß sich übrigens auch Geiseln für Zeitthorheiten vorfinden, die nicht zunächst ihre Beziehung auf staatliche Verhältnisse haben, z. B. über die Lesewuth, den Virtuosenenthusiasmus, Journalwesen, Eisenbahnen, Originalitätsucht, Gelehrtenkünkel u. s. w. u. s. w. brauchen wir kaum hinzuzufügen. Zur völligen Freiheit und Rücksichtslosigkeit gestaltet sich das Streben des Vfs. übrigens nirgends, obwohl das Buch über zwanzig Bogen stark ist; seine Satyre ist mehr harmlos und gutmüthig als scharf und beißend, auch verliert die Kraft seines Humors nicht selten durch einige Breite an Intensität. Nichtsdestoweniger ist über das Ganze eine Fülle von Laune und Wis ausgegossen, welche wegen ihrer überwiegenden Natürlichkeit es nachsehen läßt, daß es doch ohne gewisse

Geschraubtheit und Maniertheit an einzelnen Stellen wenigstens nicht abgeht. Die einzelnen Auffäge werden Unterhaltung gewähren, die Lust erregen, und sind wohl geeignet, ernste Betrachtungen zu veranlassen, da ihnen tüchtige Gesinnung zu Grunde liegt, und sie so

manche bedeutende Schwächen und Gebrechen unsers politischen und socialen Lebens berühren, und hinter der Maske heiteren Scherzes nicht selten ein bitterer Ernst, eine betrübende Wahrheit verborgen liegt.

18.

D r e s d e n .

Königl. Hoftheater.

Sonntag, 29. Juni. — Zum erstenmale:

Die Favoritin, große Oper in 4 Acten, Musik von Donizetti.

Wir sind mit sehr geringen Erwartungen in die heutige Vorstellung gegangen; denn was soll man Großes und Bedeutendes von einem Werke hoffen, von dem der Componist, dessen sämtliche Leistungen bei manchem Anerkennenswerthen und Tüchtigen keineswegs auf dem Höhenpunkte musikalisch-dramatischer Kunst stehen, selbst erklärt, daß es eins seiner schwächeren sei? Und doch, wir müssen es von vornherein offen gestehen, auch diese geringen Erwartungen sind nicht einmal befriedigt worden, ein Umstand, der freilich auch nicht Wunder nehmen kann, wenn man den Erfolg — vielmehr den Nichterfolg in Betracht zieht, den diese Oper des viel Schreibenden (oder fabricirenden) Maëstro auf andern Bühnen bisher gehabt hat. Weshalb nun aber ein solches Werk, dessen Schicksal man unzweifelhaft nach anderweitigen Erfahrungen und nach Ansicht des Libretto und der Partitur vorherzusagen konnte, noch als Neuigkeit vorsehen? Jedenfalls heißt das irgend welchen Particularinteressen oder vereinzelt, unkünstlerischen Ansichten den Vorrang einräumen vor der Rücksicht, die man den Ausführenden wie dem Publikum schuldig ist, und wir mögen es nicht verhehlen, daß wir die Zeit und die Kräfte, welche an das Einstudiren dieses Werkes gewendet worden, geradehin und um so mehr als verschwendet bedauern müssen, als dasselbe für uns nicht einmal den Vorzug der Rationalität, und im Allgemeinen auch nicht den der Neuheit zur Entschuldigung für dieses Beginnen in die Wagschale legen kann. Mit derartigen hors d'oeuvres sollte man doch billig unsre Künstler wie unser Publikum verschonen, und auch dieses — obwohl äußerst zahlreich versammelt und heute gewiß sehr leicht zu befriedigen — hat, mit Ausnahme weniger Einzelleistungen, durch ein sehr herabes Schweigen seine

Ansicht kundgegeben. — Das Libretto gehört zu den schwächsten Scribe's; von Charakterentwicklung ist, mit Ausnahme der Leonore (Mad. Spager-Gentil-uomo) gar keine Rede, denn die Spuren derselben bei Fernand (Hr. Tichatschek) sind zu gering, um wahrhaftes Interesse erregen zu können: einzelne dramatisch wirksame Momente fehlen allerdings nicht, und das Ganze zeugt von der Bühnengewandtheit des Dichters in theatralischer Scenirung. Dieses Libretto hat denn nun hier eine Uebersetzung gefunden, deren Verfasser wir kennen zu lernen begierig sein könnten, so unverständlich und undeutsch, ja schülerhaft ist sie gerathen. Die Musik zeigt alle Mängel Donizetti's, ohne eine einzige seiner bessern Eigenschaften hervortreten zu lassen. Selbst an fließender, eindringlicher Melodie ist auffallender Mangel, und wo eine solche uns noch entgegentritt, da ist sie entweder Reminiscenz aus andern Werken des Componisten selbst oder anderer befreundeter Geister, oder so trivial, daß wir sie als „Gassenhauer“ bezeichnen müssen (so z. B. die Arie Fernand's am Schlusse des 1. Actes: „Wie dieser Ruf begeistert“; der Fluch Balthasar's im Finale des 2. Actes: „Ja, Gottes Gnad' hat Dich“ u. s. w.; das Allegro der Arie Leonorens im 3. Act: „Meinen Spruch der Himmel schickt“, das gleichzeitig eine wahrhaft colossal verfehlte Charakteristik zeigt, von der sich überdies durch die ganze Oper die Beweise in rührend-naiver Weise vorfinden; der Chor der Hofleute ebenda: „Man ruft in die Kapelle“, der in dem Gegensatz der Situation zu der musikalischen Behandlung geradehin indignirt; die Romanze Fernand's im 4. Act: „Engel so rein“, u. s. w.) oder endlich in der Charakteristik gänzlich verfehlt, z. B. außer den schon bezeichneten, das Duett zwischen Balthasar und Fernand im 1. Act: „Du mein Sohn, auf den ich gebauet“, wie es überhaupt als ein greller Mißgriff erscheint, den alten Stiftsprior fast durchgehend parlant zu behandeln, während doch in solcher Weise die ruhige Würde, selbst wo sie auf Augenblicke der innern Aufregung weicht, nimmermehr ausgedrückt werden kann. Wo endlich noch außerdem eine Melodie auftaucht, da wird sie

6

nicht durchgeführt, nicht festgehalten, und das führt eine Formlosigkeit der einzelnen Nummern herbei — sie werden oft mitten im Flusse durch recitativische Einschüßel unterbrochen —, die von wahrhaft schülerhafter Behandlung, von einer Nonchalance und Flüchtigkeit zeugt, die aller Selbstachtung, aller Achtung vor Kunst und Publikum baar ist. Solche Opern kann man allerdings in 14 Tagen aus dem Armeel schütteln. Sie verdienen aber auch nichts weiter als Verachtung, und wer an dieser die Bekanntschaft des Componisten macht, muß ihn ohne Zweifel mit Recht in die bejammernswerthe Klasse der talentlosen Mittelmaßigkeit stellen. Die Uebergänge und Modulationen sind schroff und absichtlich barok, die Harmonien mit wenigen Ausnahmen leierkastenmäßig, die Instrumentirung voller Spectakel mit allem existirenden Messing, Pflöckflöte und Banda, ohne Sinn, ohne Wahl, ohne feinere Nuancirung oder wirklichen Effect: „Viel Lärmen um Nichts!“ — Doch mögen wir auch die einzelnen bessern Nummern nicht mit Stillschweigen übergehen. Dahin rechnen wir den Mädchenchor mit dem Solo der Inez (Fr. Thiele, deren Stimme heute wieder überaus schwach und matt erschien) im 1. Acte: „O goldner Strahl“; das Terzett (Leonore, Fernand, Alphons): „Nur sei voll Dank“, im dritten Acte; den Chor der Hofleute ebenda: „Ja, sein Verdienst“ — in dem die Ironie gut charakterisirt erscheint, endlich das Finale des 3. Actes, und einzelne Scenen des 4., z. B. der Duetttag zwischen Fernand und Leonore: „Komm, ich will ungescheut“, die wenigstens theatralisch wirksam, wenn auch nicht dramatisch tief, aufgefaßt und wiedergegeben sind. Aber diese wenigen Nummern verschwinden vor der Masse des gänzlich Werthlosen, wie ein Regentropfen im Meere — die Oper gehört, ganz abgesehen von ihrem Kunstwerthe, dem unverzeihlichsten Genre, dem langweiligen, an! — Dabei war denn auch für die mise en scene fast gar nichts geschehen, und selten hat so schroff der Mangel einer tüchtigen Leitung der Regie sich fühlbar gemacht, als eben heute. Schon das Costum lieferte dazu einen schlagenden Beweis. Mit wenigen Andeutungen und Ausnahmen war es eher eine Nachahmung aller andern mittelalterlichen Trachten und Nationen, als der Spanier um die Mitte des 14. Jahrhunderts; es ist in der That fast unbegreiflich, wie so bedeutende Verstöße (der Rock des Königs schien uns mit silbernen Lilien (!) gestickt, und nirgend war eine Spur von den geschlitzten Ärmeln, Unterkleidern u. s. w. und den Puffen, welche charakteristisch der spanischen Tracht jener Zeit angehören) bei einer der ersten Bühnen Deutschlands vorkommen können. Der „Alcantara-Orden“, der namentlich erwähnt wird, bestand bekanntlich in einem grünen, lilienförmigen Kreuz, das an grünem Bande um den Hals getragen ward; hier gab man uns statt dessen ein gewöhnliches goldenes Kreuz an goldener Kette! — Gleichzeitig schien auch Niemand von den Darstellern in siche-

rer und selbstbewußter Uebereinstimmung mit den Mitspielenden zu handeln, und der Chor wußte nun gar nicht, was beginnen. Wir können diese Vorstellung bedauerlicherweise höchstens als eine Generalprobe im Costum bezeichnen.

Dennoch war bei den Mitwirkenden, trotz der Un dankbarkeit ihrer Aufgabe, Fleiß und Sorgsamkeit durchaus nicht zu verkennen. Mad. Späher = Gentiluomo (Leonore) strebte nach charakteristischer Haltung und Darstellung, so weit ihrer Individualität das möglich ist, und so hatte sie vorzugsweise im 4. Acte gelungene Scenen, während an andern Stellen (z. B. im 3. Acte, bei den Worten: „Geh, sag' Fernand“ — u. s. w.) eben aus dem Streben nach Wahrheit des Spiels eine chamäleonische Beweglichkeit sich entwickelte, die die einzelnen Gegensätze schroff und ohne alle Vermittelung, darum störend, hervortreten ließ. Was ihr Gesang zu wünschen läßt, ist schon zu oft in diesel. Bl. ausgesprochen, um es heute zu wiederholen; nur eine sehr undeutliche Aussprache haben wir heute vorzugsweise zu rügen, auf der andern Seite dagegen ein Streben nach einer gewissen Innigkeit anzuerkennen. — Hr. Lichatschek bemühte sich, die Partie des Fernand zur Geltung zu bringen und sang dieselbe, mit Ausschluß dessen, was ihm im italienischen Genre nun einmal nie gelingen wird, mit großer Innigkeit (so z. B. seine erste Romanze) und gleicher Energie (namentlich im Finale des 3. Actes die Stelle: „Alles verdank' ich euch“, wo der Künstler die mühsam bekämpfte Wuth zu charakteristischem Ausdrucke brachte, während die folgende Stelle: „Ich geh' von hier!“ etwas zu grell aufgetragen ward), während er doch das gewöhnliche Forciren der Stimme glücklich vermied. Auch sein Spiel war heute gerundeter und hatte, so wenig wir es noch vollendet nennen möchten, vorzugsweise im Finale des 3. Actes und im 4. Acte innig ergreifende Momente. Bei Hrn. Dettmer haben wir vorzugsweise die Mäßigung zu rühmen, mit welcher er seine Stimmittel benutzte, und es kam daher auch die Unsicherheit der Intonation nur ein paarmal ganz vereinzelt vor. Tritt diese Partie nun im Finale des 2. und 3. Actes eigentlich allein bedeutsamer hervor, so concentrirte auch hier der Künstler mit Recht seine Mittel; Spiel und Vortrag waren durchaus angemessen, nur hätten wir das „verflucht“ (im 2. Acte) nicht gesprochen gewünscht — die beabsichtigte Wirkung ward nicht erreicht. Der Wahl der Maske haben wir noch besonders lobend zu gedenken. — Hr. Mitterwurzer war ein tüchtiger Repräsentant Königs Alphons; was sich aus der Partie machen ließ, gab er, so wenig das auch an und für sich ist. Im Gesange war die Intonation hier und da nicht ganz sicher (z. B. im Beginne seiner Arie im 2. Acte), vielleicht Folge einer Indisposition. Außerdem möchten wir den Künstler vor einem stereotypen süßlich-lauernden Gesichtszuge warnen. — Die Ausführung im Orchester unter Hrn. Ka-

pellmeister Wagner's Leitung war im Allgemeinen befriedigend; freilich fehlte die Begeisterung, welche tüchtige Compositionen stets erzeugen, es gab sich — und wir mögen das den Ausführenden nicht ganz verdenken — Langeweile kund und eine gewisse Erschlaffung, wie sie bei so jämmerlicher Musik nicht wohl ausbleiben kann. Das Trompetensolo im Ballet des 2. Actes blies Hr. Kammermusikus Queisser mit schönem, weichem Ton, mit innigem Vortrage und technischer Vollendung. Die Ballets selbst waren — wie gewöhnlich — unter der Kritik!

W. J. C. C.

Donnerstag, 3., und Sonnabend, 5. Juli.

Die Puritauer, ernste Oper in 3 Acten, Musik von Bellini. — „Elvira“, Frl. von Marra, vom k. k. Kärnthnertheater in Wien, als letzte Gastrolle.

Ueber die Oper selbst haben wir das etwa Nothwendige kurz angedeutet, als sie im Herbst des vorigen Jahres neucinstudirt einmal über die Bühne ging. Die Besetzung derselben ist, bis auf die Partie der Elvira, dieselbe geblieben, und wir haben auch in der Darstellung der einzelnen Partien, die man in poetischer und musikalischer Beziehung nur mit Unrecht als Charaktere bezeichnen würde, einen wesentlichen Unterschied nicht wahrgenommen. Das möchten wir indeß hervorheben, daß Hr. Bielowitzky (Lord Arthur Talbot), obwohl seine Aussprache wo möglich noch undeutlicher war, als bei der damaligen Aufführung, in Rücksicht auf äußere Haltung und Spiel einen Fortschritt bekundete, indem er auch in seinen Scenen des dritten Actes mehr und nicht ohne Erfolg den besfalligen Anforderungen zu genügen strebte, wenn wir auch das langsame Tempo im Recitativ der ersten Scene des genannten Actes wiederholt als der Situation widersprechend bezeichnen müssen — und daß Mad. Kriete (Henriette von Frankreich) eine wohlthuende Frische und Kraft der Stimme kundgab, wie wir sie seit längerer Zeit schon schmerzlich vermisten. Die fleißige Darstellung der Herren Dettmer (Sir Georges) und Ritterwürger (Richard Forth) vermochte auch in Verbindung mit dem sehr befriedigenden Gesange beider Künstler einen tiefern Eindruck nicht hervorzubringen, weil die Partien gar zu fade, halt- und charakterlos erscheinen, was denn auch auf die Feinheit der Darstellung, namentlich bei Hrn. M., nicht ohne hemmenden Einfluß blieb. Daß Hr. Böhme (Brown), vermöge seiner nachlässigen Haltung wie seines gequetschten Tones und des schnarrenden Stimmklanges auch für kleinere Partien in der ernsten Oper nicht passe, haben wir schon bei anderer Gelegenheit bemerkt, und daß man in Hrn. Risse (Lord Walton) eben keinen Generalgouverneur sah, wollen wir nur beiläufig erwähnen. Die Gesamtaufführung litt an kleinen Unebenheiten,

die indeß nicht geradehin störend wurden. In Betreff des scenischen Arrangements möchten wir jedoch bemerken, daß es durchaus unpassend erscheint, wenn in dem Momente, wo Arthur mit Henrietten entfliehen will, der entgegretende Richard nicht durch dieselbe Thür, sondern aus der Seitencoulisse, also im Rücken der Fliehenden, erscheint, wie es diesmal der Fall war. Da fragt sich der Zuschauer unwillkürlich nach dem Warum des Wartens und Zurückbleibens der Beiden, deren Rettung doch von der Benützung des Moments abhängt, und — die Illusion ist vernichtet.

Indem wir nun zu der Besprechung der jungen Künstlerin uns wenden, die mit zweimaligem, kurz hinter einander folgendem Auftreten in dieser Partie (weder für die Künstlerin, noch für die Masse vortheilhaft, wie das auffallend leere Haus bei der Wiederholung bewies, und deshalb wohl nur eine Folge anderweiter Rücksichten) ihre hiesigen Gastrollen beschloß, mögen wir zuerst einige Modificationen unsers neulich (Beiblatt Dresden, Nr. 26) abgegebenen Urtheils über die Gesangesleistung nicht verschweigen, während allerdings jenes Urtheil der Hauptsache nach auch jetzt eine Aenderung nicht erleiden kann. Einmal erschien der falsche artige Beiklang der tiefen Chorden bei Weitem gemildeter, was jedenfalls seinen natürlichen Grund in der leichteren Registerverbindung findet, welche diese Partie gestattet; dann stellte sich in der Aussprache ein Streben nach Vermeidung des Dialects heraus, das indeß leider, was es derselben an Breite benahm, durch Undeutlichkeit ersetzte — es ist das ein Punkt, auf den die junge Künstlerin in ihrem eigenen Interesse noch viel Fleiß zu verwenden haben wird; ferner waren die Cadenzen mehr vergeistigt, erschienen nicht so monoton wie früher, auch wurde wenigstens das Allzuviel in der Bewegung der Stimme vermieden; endlich war der Vortrag der Polacca im ersten Acte: „Gefällt Euch das Mädchen“ — namentlich aber das Spiel während derselben, nicht so leicht-graziös und anmuthig-fokettirend, als wir gewünscht hätten, und für diese Scene müssen wir der früheren Darstellung durch Frl. Babnigg den Vorzug geben. Unsere neulich ausgesprochene, begründete Ansicht, daß die Künstlerin sich mehr für das muntere, naive (nicht: „reine“, wie dort vermöge eines Druckfehlers stand) Genre eigne, hatte uns gerade auf dieser Stelle ein frischeres Aussehens erwarten lassen. Alles Andere, sowohl das vielfach Anerkennende, als das noch Vermisste in Bezug auf Vollendung der Gesangesleistung, könnten wir auch diesmal nur wiederholen.

In Betreff des Spiels müssen wir Bedauern aussprechen, daß die diesmalige Partie wieder ein motivirtes Urtheil in Rücksicht auf Charakterauffassung und Durchführung nicht gestattet. Denn daß die „Elvira“ kein dramatischer, ja überhaupt kein Charakter, brauchen wir wohl nicht erst zu beweisen. Irgend ein wirk-

licher und wirksamer dramatischer Culminationspunkt läßt sich gar nicht feststellen; wo sollte denn der bei einem drei Acte hindurch währenden Wahnsinn wohl herkommen? Darum erhielten denn auch die einzelnen Scenen der Künstlerin im Allgemeinen ganz dieselbe Färbung, während eine Steigerung wenigstens im Wahnsinn wohl möglich und für den Eindruck des Wendepunkts der Oper gewiß entschieden günstig gewesen wäre. Wir müssen demnach auch in Bezug auf das Spiel auf unsere neuliche Bemerkung zurückkommen, daß es noch nicht selbständig, künstlerisch frei und gleichmäßig genug sei, und zu wenig von ruhiger (nicht: „muthiger“, wie dort gedruckt, was man leicht als Forderung einer widerwärtigen Keckheit mißverstehen könnte, der wir ja auch bedauerlicher Weise nicht selten auf der Bühne begegnen!) Sicherheit und Beherrschung der Aufgabe zeuge. Ein ernstes, fleißiges Streben neben einem guten Fond, Talent neben tüchtigem Studium ist lobend anzuerkennen; aber wenn einerseits die Leistung aus den oben angedeuteten Gründen hinter dem Gewollten zurückbleibt, so gewinnt es auch in einzelnen Momenten den Anschein, als sei die junge Künstlerin über das eigentlich Gewollte sich selbst noch weder empfindend und reflectirend klar genug geworden — etwas, das freilich billiger erst von längerer Bühnenpraxis zu erwarten sein dürfte. — Ueber die immense Schwierigkeit der Darstellung des Wahnsinns in der Oper haben wir uns gelegentlich der ersten Besprechung dieser Oper (Beibl. Dresden, Nr. 38 v. vor. J.) wenigstens andeutungsweise ausgelassen. Auch bei der diesmaligen Darstellung haben wir in diesem Punkte sehr viel zu wünschen übrig behalten. Was die junge Künstlerin uns bot, war in jeder Rücksicht nur eine Studie, die bei tüchtiger, fleißiger Ausführung späterhin zu einem lebenswarmen Gemälde werden kann: wir kennen im Gebiete der Oper nur eine Darstellerin, welche den Wahnsinn mit vollster, ergreifendster Wahrheit in seinen verschiedensten Nuancirungen zur Anschauung zu bringen vermag — das ist Mad. Schröder-Devrient. — Wie wenig grade darüber in abstracto sich lehren und lernen läßt, ist an und für sich klar; was dabei zu lernen ist, hat Fr. v. M. gelernt. Aber das ist höchstens immer nur die äußerliche Hülle, die vor den Augen des Zuschauers gar bald in flüchtigen Nebel zerrinnt. Nun muß ein tiefes psychologisches Studium, eigne — freilich keineswegs erquickliche — Anschauung solcher Zustände in ihren verschiedensten Phasen und Erscheinungen hinzukommen, welche auch durch die genialste Schöpferkraft nicht vollständig ersetzt werden kann, und endlich noch Talent und Übung, diesen natürlichen Zuständen in der Darstellung die höhere Kunstweibe zu verleihen, damit sie nicht in ihrer nackten Natürlichkeit dem ästhetischen Sinne widrig werden — daß aber dies Alles nicht die Aufgabe weniger Monate sein kann, liegt wohl klar am Tage. Die Anfänge und Grundlagen für eine derartige Darstellung meinen wir in der Künstlerin erkannt

zu haben; ob sie dieselben zur Vollendung führen wird, kann erst die Zukunft lehren — wenn nur nicht ein Mangel an tragischer Kraft und Tiefe ihr von Natur zur Erreichung dieses Zieles entgegensteht. — Auch das Publikum schien vielleicht instinctmäßig das eben Gesagte zu fühlen, denn während die Gesangleistung der jungen Künstlerin durch reichen Beifall und zweimaligen Hervorruf bei öffentlicher Scene anerkannt ward, kam es zu einem solchen am Schlusse der Oper nicht.

W. J. S. C.

Sonntag, 6. Juli.

Die Favoritin, große Oper von Donizetti.

Ueber die Oper selbst noch etwas zu sagen, wäre Zeit- und Raumverschwendung; nur ein Paar Worte über zwei Berichte von derselben in der „Leipz. Ztg.“. Wir haben schon öfter Gelegenheit gehabt, über die Urtheils- und Geschmacklosigkeit derselben uns zu äußern, die so groß ist, daß sie fast unwillkürlich den Schein der Simulation und die Vermuthung erweckt, daß sie besonderen Zwecken dienen solle. Wir wollen aber eine Urtheils- und Geschmacklosigkeit, wie sie der Referent bei dieser Oper wieder documentirt, wenigstens nicht von Auswärtigen unserm Publikum aufbürden lassen. Wenn der eine Ref. den Mangel an Beifall, den die jämmerliche Musik hier erfuhr, mit der Anwesenheit eines Jahrmarktpublikums zu entschuldigen versucht, so scheint er den darin liegenden, durch die Erfahrung oft satzsam erhärteten Widerspruch gar nicht gefühlt zu haben. Wenn der andere die Oper eins der schönsten Werke Donizetti's (wir citiren aus dem Gedächtnisse) nennt, so verweisen wir auf das in unserer Beurtheilung angeführte Urtheil des Componisten selbst, dessen Wahrheit wir verbürgen, und doch wird wohl Niemand Herrn Donizetti Ueberfluß an Bescheidenheit zum Vorwurfe machen. Wenn endlich derselbe Ref. behauptet, alle hiesigen Gesangsfreunde freuten sich auf die ferneren Darstellungen der Oper, so können wir unsern Schreck über solche schwindelerregende Höhe von Geschmacklosigkeit, die wir in diesem Maße bei unserm Publikum doch noch nicht für möglich gehalten haben, nicht bergen; sind indeß der guten Zuversicht, daß jene Charakteristik, außer auf den Herrn Referenten vielleicht, auf nur sehr wenige Einzelne passen würde. Doch nichts mehr darüber. Solche Lobhudelei und Liebedienerei richtet sich selbst!

W. J. S. C.

Repertoire.

Juni. 29. Zum ersten Male: Die Favoritin. Siehe oben. — 30. Der artesische Brunnen. — Juli. 1. Die Favoritin. — 2. Das Tagebuch. — Erziehungsergebnisse. — Lucie, — Mar-

garethe Western, Fr. Herbold, vom Hoftheater zu Cassel, als Gast. Wir werden in nächster Nummer ausführlich über diesen in der That vorzüglichen Gast berichten. — 3. Die Puritaner. — Elvira, Fr.

Mar. di Marra, als Gast. — 4. Der verwunschene Prinz. — Die Versuche. — 5. Die Puritaner. Siehe oben. — 6. Die Favoritin. Siehe oben

Feuilleton.

Am 6. dieses Monats ist die diesjährige Dresdener Kunstausstellung in dem gewöhnlich dazu bestimmten Lokale auf der Brühl'schen Terrasse eröffnet worden, bietet aber zur Zeit noch eine trostlose Aussicht in fast vollkommen leere Räume. Wir würden die noch sehr geringe Anzahl von Bildern völlig ausreißend und beschäftigend für einen einmaligen Besuch finden, und die Ausstellung von deren nur 4 — 5 an einer Wand sogar für eine sehr gewählte halten, wäre nur mehr des Vorzüglicheren zu finden; allein außer einem großen Carton von Schnorr, einem größeren Delgemälde von Hauschild, mehreren Aquarell- und Bleistiftzeichnungen von Schwind und Genelli, und einer Vision Jakobs von Peschel, finden wir nach Abrechnung dessen, was der Kunstverein erworben und gelegentlich schon besprochen worden, kaum etwas, das einer besonderen Erwähnung werth wäre. Es scheint hier wie in Wien zu gehen, von wo auch ähnliche, aus ähnlichen Verhältnissen hervorgegangene Klagen über die letzte am 5. Mai eröffnete Kunstausstellung eingegangen sind. — In der nächsten Nummer werden wir dies Wenige und das was bis dahin etwa noch eingegangen, ausführlicher zu besprechen Gelegenheit nehmen.

13.

Félicien David ist in Dresden. Wir werden in einem Concerte im Theater seine bedeutendsten Compositionen von der königl. Kapelle unter des Componisten eigener Leitung hören.

Die Schauspielerin Dürand, geb. Engels, in Weimar, eine Schülerin Göthe's, und als Künstlerin besonders in dem Fache der Anstandsdamen rühmlich bekannt, ist gestorben.

Die Journalistik giebt sich in der neuern Zeit ungebetermaßen alle Mühe, Saphir zu dem Posten eines Dramaturgen an dem Hofburgtheater oder eines dramaturgischen Gewissensrathes des Directors Pokorny zu verhelfen, während er, als der bedeutendste Wiener Tageschriftsteller, bei seiner ebenso pecuniär günstigen als persönlich unabhängigen Stellung, die ihm sein weit

verbreiteter „Humorist“ und seine stets mit Zuhörern überfüllten „Akademieen“ gewähren, Verhältnisse obiger Art ebenso wenig wünscht, als er dergleichen mit Herrn Director Pokorny eine Engagements-Reise macht.

In Danzig sind 700 katholische Familien zur deutsch-katholischen Kirche übergetreten, und solchen Thatsachen gegenüber wollen gewisse Blätter ein Rückgehen der katholischen Kirchenreform behaupten!

Die Sängerin Fischer-Achten zu Braunschweig hat vor Kurzem in Folge eines Verbotes ihres katholischen Beichtvaters der Intendanz erklärt, sie könne in der Oper „Maria Dolores“ nicht wieder auftreten, da sie einen Meineid zu singen habe.

Eine vor Kurzem erlassene Verordnung der braunschweigischen Regierung stellt die Juden hinsichtlich ihrer Wahlfähigkeit für städtische und ständische Wirksamkeit den Christen gleich. In Braunschweig sind solche Fortschrittszeichen in neuerer Zeit gar nicht selten. Wollte man sich doch anderwärts ein Beispiel daran nehmen.

Charlatanerie. Ein Hr. Sturtevant verspricht im „Dresdner Anzeiger“ (Nr. 180), „die jüngsten Kinder in der Kenntniß der englischen oder französischen Sprache so weit zu avanciren, daß sie nach wenigen Monaten bereits fließend conversiren, sich schriftlich orthographisch-richtig mitzutheilen und mit feinsten Aussprache über alle Gegenstände, wie in deutscher Muttersprache, zu unterhalten vermögen.“ Soll man diese charlatanmäßige Ausschneiderei behufs der Erlangung von Schülern belächeln, oder beklagen?

Theodor König, ein vielversprechender junger Maler und unser Landsmann, fand vor Kurzem beim Baden im Staremberger See in den Wellen desselben seinen Tod.

Die Schwestern Milanollo machen in London schlechte Geschäfte. Ihr erstes Concert war sehr

wenig besucht, und das zweite unterblieb wegen Mangels an Zuhörern gänzlich.

Die Anhänglichkeit, mit welcher sich die Glieder einer Familie zugethan sind, findet man bei keinem Volke auffallender und rührender, als unter den wilden und rohen Stämmen Nord-Amerikas. Hier ein Beispiel. Einer dieser Stämme war gänzlich, bis auf den Häuptling, von einem bössartigen Fieber hinweggerafft worden; seine Familie, Alles was ihm lieb und theuer, war umgekommen, nur er allein blieb verschont. Als er sah, daß ihm die Krankheit nichts anhaben, nahm er die Leichname seiner Frau, seiner Kinder und Verwandten, legte sie auf einen Hügel, setzte sich mitten unter die in der gräßlichsten Verwesung befindlichen Körper, um von den pestartigen Ausdünstungen angesteckt zu werden und zu sterben. Aber auch diese Hoffnung täuschte ihn. Seine Verzweiflung, die Seinigen so lange überleben zu müssen, stieg immer mehr, und er genoß endlich weder Speise noch Trank und starb den Hungertod.

Was der Klerus in Frankreich kostet. Frankreich ist in kirchlicher Beziehung in 80, dem katholischen Cultus angehörigen Sprengel getheilt; an der Spitze derselben stehen folgende Prälaten, als: 1 Erzbischof (von Paris), mit 40,000 Fr. jährlichem Gehalte; 14 andere Erzbischöfe, jeder mit 15,000 Fr., und 65 Bischöfe, jeder mit 10,000 Fr.; mithin beläuft sich die Summe für die 80 Prälaten jährlich auf 900,000 Fr. — Zwei von diesen Erzbischöfen (Bonald zu Lyon und La Tour d'Auvergne zu Arras) beziehen außer ihrem Gehalte von 15,000 Fr. noch als Cardinäle eine besondere Zulage von 10,000 Fr. Ferner giebt es 176 Generalsvicare — Gehalte: 368,000 Fr.; 661 Canonici — Gehalte: 1,005,000 Fr.; 3300 Pfarrer — Gehalte: 4,206,000 Fr.; ferner 28,500 Pfarrgehülfen und Caplane, deren Gehalte eine Summe von 23,125,800 Fr. betragen. Das Domcapitel von Saint-Denis kostet allein jährlich 200,000 Fr.; für Freitische und Stipendien ist eine jährliche Summe von einer Million Francs ausgesetzt, und sonach beläuft sich die Hauptsumme, welche auf den katholischen Cultus verwendet wird, auf 36,318,900 Fr. — Militair und Geistlichkeit verschlingen die besten Kräfte eines Staats!

Der Ausschuss zur Errichtung eines Denkmals für Carl Maria von Weber hat folgende Bekanntmachung erlassen: „Da die früher durch Auführungen des königlich sächsischen Hoftheaters und des Stadttheaters zu Nürnberg für ein Denkmal Carl Maria von Weber's vereinigte Summe, durch die von den hohen königlich preussischen und königlich bairischen Theaterdirectionen erfolgte Einsendung des Ertrags der glänzenden Darstellung der Curyanthe unter der Lei-

tung des Herrn Generalmusikdirector Meyerbeer und der Aufführung des Freischütz auf der Hofbühne zu München bedeutend vermehrt worden ist, und andere ähnliche Zuflüsse von mehreren Seiten in Aussicht gestellt sind, so hält sich der Ausschuss für verpflichtet, mit der öffentlichen Wiederholung seines innigsten Dankes eine bestimmte Erklärung über sein Vorhaben zu verbinden. — Seine Majestät der König von Sachsen haben bereits den für ein bronzenes Standbild des großen dramatischen Tonkünstlers vorzüglich geeigneten Platz vor der gradlinigen einer freien Promenade zugewendeten Hauptfacade des Hoftheaters allergnädigst zu bewilligen geruht, wo die Statue Jedem, der der Altstadt über die Brücke zugeht, würdevoll entgegen treten und zugleich von der Brühl'schen Terrasse, dem besuchtesten Spaziergang Dresdens, gesehen werden kann. Daß nun nicht nur die Statue in einer für diese Stelle angemessenen Größe ausgeführt, sondern auch das Fußgestell derselben, wie beim Denkmal für Beethoven, mit entsprechenden Basreliefs verziert werden könne, hoffen wir von der fernern Theilnahme, die das Gedächtniß des edlen Meisters bei den Freunden und Verehrern seiner Schöpfungen und im Herzen des deutschen Volkes findet.“

20.

Bei einer Darstellung der Nebelbilder im Josephstädter Theater zu Wien wurde jüngst irgend eine Schlacht oder vielmehr ein Sieg der Oestreicher über die Franzosen dem Auge vorgeführt, und nach diesem das Bildniß des Erzherzog Karl, bei welcher Gelegenheit die Marsseillaise munter und lustig von dem Orchester angestimmt wurde. Die Marsseillaise in Wien! In Berlin wäre doch mindestens der Kapellmeister oder Dirigent Mitglied des Literaten-Vereins auf der Hausvoigtel geworden.

Die „Pesther Zeitung“ ist mit der neuen „Pesther Zeitung“ vereinigt und in das Eigenthum des Buchhändlers Gust. Heckenast übergegangen. Es wäre für die deutsch-ungarische Journalistik zu wünschen, daß auch das vereinigte Organ im Geiste der bisherigen neuen Pesther Zeitung — Redacteur Blas — geleitet würde.

Faust auf's Auge. Der pens. k. k. Hofschauspieler, Herr F. C. Müller in Wien, hat ein Sammelwerk „Ehrentempel katholischer Geistlichkeit“ erscheinen lassen.

Mad. Schröder-Devrient ist in Danzig in dem Vaudeville „die Wiener in Berlin“ aufgetreten. Talma hat den Eckensteher Nante gespielt.

Spindler ist jetzt in Wien.

Benoit Randhartinger, einer der geistvollsten Wiener Liedercomponisten, weilt in Rom, und wir wünschen dem trefflichen Meister, daß er mit Glück dem goldnen Sporn entgegengehe.

August Schilling hat Beiträge zur Geschichte des souveränen Johanniter- (Matthäer-) Ordens bei Karl Ueberreuter in Wien drucken lassen. Diese Beiträge sind gut erzählte Schilderungen und bilden ein recht praktisches Handbuch.

Das Album für die Ueberschwemmten, redigirt von Schmiedel und Frank, erscheint Mitte Juli. Der musikalische Theil, unter Dessauer's Leitung, liegt als vollendet in der Haslinger'schen Kunst- und Musikhandlung zur Ansicht vor. Zu den vorzüglichsten Mitarbeitern dieses Wohlthätigkeitswerkes zählen wir die Herren Proch, Randhartinger und Hakel, alle drei, als deutsche Liedercomponisten, zu den Coryphäen Wiens zu rechnen.

90.

Namensverwechslung. Mehrere Zeitungen, wie z. B. „die Staffette“ und der „Nürnb. Corresp.“ lassen Dr. Theodor Mundt von Berlin nach Dresden übersiedeln, um hier angeblich den französischen und deutschen Unterricht an der neubegründeten Handelsschule zu übernehmen. Wir versichern aus bester Quelle, daß diese Mittheilung, die schon in verschiedenen Journalen weiter verbreitet ward, jedes Grundes entbehrt. Der Lehrer der fraglichen Anstalt für die erwähnten Unterrichtsgegenstände heißt Dr. Karl Munde und ist der bekannte Wasserarzt, Verfasser verschiedener dahin einschlagender Schriften, und lebt schon seit zwei Jahren in Dresden. Wenn der geistreiche Th. Mundt keine andere Mission mehr hätte, als zu Schulmeistern, dann stünde es in der That schlimm um ihn.

Die Jäger. Ein Petersburger Bibliothekar, erzählt ein Reisender, hat die „Jäger“ von Jffland unter „Forstwissenschaft“ rubricirt.

Neueste Schriften von Franz Dingelstedt. So eben sind von ihm im Cotta'schen Verlage „Gedichte“ erschienen; ein Lustspiel „das Gespenst der Ehre“ wird binnen Kurzem in der „Novellenzeitung“ folgen.

Fr. v. Florencourt. Von diesem Schriftsteller befindet sich in Nr. 97 der „sächs. Vaterlandsblätter“ ein längerer Aufsatz „die Verweisung Isstein's und Hecker's aus Preußen“ überschrieben, der Ursachen und Folgen dieser Handlungsweise so gründlich und vollständig bespricht, wie noch nirgends geschehen. Dieser Artikel verdient die weiteste Verbreitung.

Lafontaine wurde einst von seiner Gattin weinend am Schreibtische gefunden. Als sie ihn mitleidig nach der Ursache fragt, schildert er ihr die rührende Lage, in die er so eben seinen liebenden Helden versezt hatte. Die Gattin wird ebenfalls erweicht, bricht in Thränen aus und fleht ihn an: „Gieb sie ihm doch!“ — „Ach,“ antwortet L. schluchzend, „das geht nicht an! Ich bin ja noch beim ersten Theil!“ —

„Ueber Göthe's Faust“ heißt das jüngste Product von Julius Moser. Wir theilen einige Sätze aus dieser Abhandlung mit, um auf dieselbe aufmerksam zu machen: „Faust und Mephistopheles sind eigentlich nur ein in zwei Hälften zerrissener Mensch. Mephistopheles, der ja auch erst als Pudel erscheint, stellt das gegen den Geist und seine Ueberschwenglichkeit gerichtete Menschenthier in der Brust Faust's dar. Sie müssen wie zwei Brüder erscheinen, von welchen einer sich veredelt hat in den feinsten Geistespeculationen, der andere aber der materiellen Lebensseite mit Lust an ihrer Gemeinheit sich hingegeben hat. Sie müssen sich selbst in Tracht und Manieren ähneln. Die Darsteller dieser Rollen müssen sich hier mit einander genau verständigen. Wenn z. B. Faust Roth trägt, muß Mephistopheles Orange tragen — wenn jener Weiß, dieser Aschgrau. Wo Mephistopheles zuerst als Scholastikus hinter dem Ofen hervortritt, muß er Faust fast zum Verwechseln ähnlich sein. Er ist hier selbst noch wie Faust ein scholastischer Philosoph, der über sich, die Nachtseite von Faust, tiefsinnig reflectirende Faust und Mephistopheles emancipiren sich gegenseitig von der sophistischen Denkerei im Lebensgenuß. — Göthe hat dieses Werk nicht sowohl mit künstlerischem Bewußtsein, als vielmehr aus seinem unmittelbaren Gefühlleben heraus entstehen lassen.“

Der Hirschberger Lehrer K. F. W. W a n d e r ist wegen „frechen und unehrerbietigen Tadel und Ver-spottung der Landesgesetze“ von seinem Amte suspendirt und eine Criminaluntersuchung über ihn verhängt worden. Klingt das nicht wie die bitterste Ironie? Ein armer, gedrückter, tiefgestellter Volksschullehrer — und Ver-spottung der Landesgesetze, frecher, unehrerbietiger Tadel!! Das ist unstreitig das erste Beispiel dieser Art in der Geschichte. W a n d e r's Lehrtüchtigkeit und Charakter gilt allgemein für vorzüglich. 19.

Die großen englischen Eisenbahnen erfreuen sich eines immer lebhafteren Verkehrs. Nach officiellen Angaben hat die Einnahme in den ersten fünf Monaten 1845 im Vergleich mit demselben Zeitraume des vorigen Jahres sich fast um eine halbe Million Pfund Sterling gesteigert, was — als fünfprocentiger Zinswerth gerechnet — eine Vermehrung des Gesamtwertes des Eisenbahneigenthums von 20

Millionen Pfund repräsentirt. Die Bruttoeinnahmen dieser sämtlichen Bahnen betragen in dem oben bemerkten Zeitraume, bei einer Länge von etwa 1700 (engl.) Meilen, ungefähr 2,350,000 Pfund; die Wocheneinnahme auf denselben stellt sich jetzt auf 120,000 Pfund, wovon ein Fünftel auf die Güter-, vier Fünftel auf den Personentransport kommen. Auf der London-Birmingham- und der Grand-Junction-Bahn hat sich die wöchentliche Einnahme in diesem Jahre im Vergleich mit der des vorigen Jahres um 2000, auf der Midland- und Great-Western-Bahn sogar um 3000 Pf. Sterl. erhöht.

Die vielbesprochene Cabinetsordre des verstorbenen Königs von Preußen über die Verhältnisse des Militärs zum Civil vom 1. Januar 1798 (s. das Beiblatt Dresden, Nr. 23 dies. J.) ist untergeschoben. So erklärt die Allg. Preuß. Zeitung, mit dem Bemerkten, daß diese zuerst in der Geraer Zeitung veröffentlichte Ordre schon unter dem 31. Januar 1798 amtlich als erdichtet bezeichnet worden sei. Das thut uns leid; dem biedern, humanen Sinne des Königs war ein solcher Erlaß schon zuzutrauen. Der Sache indeß thut das nicht den geringsten Eintrag: mag die Form des officiellen Actenstücks erdichtet sein, der Inhalt bleibt wahr und verdient allgemeine Beherzigung.

Die königlichen Schauspieler in Paris, d. h. nicht nur die eigentlichen Comédiens du roi, sondern alle bei einem der fünf königlichen Theater zu Paris engagirte Darsteller, haben in ihren Contracten die Verpflichtung, in einem Umkreise von drei Meilen um Paris auf den Schlössern des Königs unentgeltlich zu spielen, eine Verpflichtung, die noch aus der Zeit herrührt, wo jene Theater aus der königlichen Privat-Kapelle subventionirt wurden. Von diesem Rechte hatte indeß der Hof seit sehr langer Zeit keinen Gebrauch gemacht, sondern die sogenannten Cachets du Château oder Cachets du Roi eingeführt, nach welchen jedem der beschäftigten Darsteller an einem solchen Theater-Abende 50 Francs Entschädigung gezahlt wurden. Diese Entschädigung schien beim jetzigen Hofe in Vergessenheit gerathen zu sein, und die Presse sprach sich sehr entschieden über die unkönigliche Knickerei aus, die den Italienern bei ihrem Spiele in den Tuilerien, den Schauspielern des Odéon und der komischen Oper bei ihren Darstellungen in Saint-Cloud, denen vom Théâtre français in Trianon u. s. w. (im vorigen Winter),

nicht nur keine Entschädigung, sondern nicht einmal eine Erfrischung zu Theil werden ließ, obwohl sie gewöhnlich schon um 4 Uhr Nachmittags abgeholt wurden und gewöhnlich erst um 1 Uhr Nachts zurückkamen. Die Presse stützte diese Vorwürfe mit Recht darauf, daß jetzt die Subvention der Theater auf das Budget übernommen sei, und man fand sich bei Hofe veranlaßt, hiervon Notiz zu nehmen. Auf einen schriftlichen Befehl des Intendanten der Civilliste, Grafen Montalivet, verfügten sich die bei der letzten Privatvorstellung beschäftigt gewesenen Künstler zu dem königl. Kassirer, um eine Entschädigung in Empfang zu nehmen. Und worin bestand diese Entschädigung? — Man gab Jedem dieser Künstler ohne Unterschied (liberté et égalité!) zehn Franken!!! Die Meisten verweigerten natürlich die Annahme. — Eines Commentars bedarf das nicht.

Die Tantième für die dramatischen Dichter in Paris datirt schon aus dem Jahre 1817, als das Théâtre français, das Odéon und Vaudeville, wie die komische Oper den Dichtern diese proportionelle Einnahme zugestanden. Die übrigen Bühnen, mit Ausnahme der großen Oper und der ganz kleinen Theater, nahmen erst später diese Bedingungen an, die sich bekanntlich auf die Erhebung einer gewissen Zahl von Procenten von jeder Vorstellung gründen. So erhalten die Dichter, die schon seit einer Reihe von Jahren zu einer Gesellschaft zusammengetreten sind, welche gemeinsam ihre Rechte wahr, z. B. am Théâtre français für ein Stück in 5 Acten den zwölften, für eines in 3 Acten den achtzehnten, für ein einactiges den vierundzwanzigsten Theil der Einnahme, und bei einem Stücke, das den ganzen Abend allein füllt, noch ein Supplement von 6 Procent, während von einem Stücke, das schon der Allgemeinheit zugefallen ist, sofern es mit dem eines lebenden Autors zusammen gegeben wird, die Agenten dieser Autoren-Gesellschaft zum Besten der Gesellschaftskasse ein Viertel derjenigen Abgabe beanspruchen dürfen, welche dem Autor, falls er noch lebte, gebührt hätte. Uebrigens hat sich die Gesamteinnahme dieser Autoren an Honorar in den zehn Jahren von 1834 bis 1844 auf die Summe von 2,043,574 Franken belaufen; gewiß ein evidenter Beweis, daß diese proportionelle Einnahme von jeder Vorstellung unserer Tantième, sofern diese die Einnahme einer bestimmten Vorstellung, z. B. der zehnten u. s. w., bei Weitem vorzuziehen ist. Man beabsichtigt jetzt eine Reform dieser Honorarbestimmungen zu Gunsten der Dichter.

18.

Druck von Carl Rammig
in Dresden.

In Commission der Arnoldischen Buchhandlung
in Dresden und Leipzig.